

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart

Beilage: Kritische Blätter. Zur Literatur der Gegenwart

INHALT

u. a. **Werner Wilk**, Das Parkett. Erzählung · **Werner Kraft**, Aufzeichnungen · **Walter Groß**, Gedichte · **Rudolf Kaßner**, Gänse und die Thurmbauer von Babel · **Gustav Hillard**, Rede über den Wert der Dauer · **Gottfried Benn und Reinhold Schneider**, Soll die Dichtung das Leben bessern? · **Cecare Pavese**, Das Gespräch über den Wolfsmenschen · **Margarete Moll**, Erinnerungen an Henri Matisse · **Werner Bock**, Argentinisches Mosaik · **W. E. Süskind**, Heinrich Heine nach hundert Jahren.

Heft 23

FEBR. 1956

VERLAGSORT GÜTERSLOH

C. BERTELSMANN

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Paul Fechter und Joachim Günther

HEFT 23 — FEBRUAR 1956

Werner Wilk, Das Parkett, Erzählung	801
Werner Kraft, Aufzeichnungen	814
Walter Groß, Gedichte	817
Rudolf Kaßner, Gänse und die Thurmbauer von Babel	821
Gustav Hillard, Rede über den Wert der Dauer	825
Gottfried Benn und Reinhold Schneider, Soll die Dichtung das Leben bessern? Eine Diskussion	834
Cesare Pavese, Das Gespräch über den Wolfsmenschen	847
Margarete Moll, Erinnerungen an Henri Matisse	850
Werner Bock, Argentinisches Mosaik	858

BLICK IN DIE ZEIT

W. E. Süskind, Heinrich Heine nach hundert Jahren	862
Heinz Steinberg, Frischer Wind bewegt auch Bücher	866
M. Y. Ben-Gavriel, Die Frage der Religion in Yissrael	873

SCHWARZES BRETT

P. F., Gustav Hillard-Steinbömer. Zum 75. Geburtstag	879
--	-----

KRITISCHE BLÄTTER

Heft 5 — Februar 1956

J. G., Die zweite Belichtung. Besprechungen: Günther Eich, Botschaften des Regens. Felix Hartlaub, Das Gesamtwerk. Friedo Lampe, Das Gesamtwerk. Valery Larbaud, Glückliche Liebende. Wyndham Lewis, The Human Age. Book 2: Monstre Gai. Book 3: Malign Fiesta. Charles Morgan, Morgenbrise. Marcel Proust, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Band IV: Sodom und Gomorra. — Tage der Freuden. Virginia Woolf, Mrs. Dalloway. Benedetto Croce — Karl Voßler, Briefwechsel. Albert Einstein als Philosoph und Naturforscher. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Arthur Schilpp. Michael Müller-Claudius, Deutsche und jüdische Tragik. Michael Rostovtzeff, Die hellenistische Welt.

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM; einzeln 3,50 DM. Schriftleitung: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7. Die „Kritischen Blätter“ erscheinen ebenfalls monatlich (Preis einzeln je Heft 50 Pf) und werden den „Neuen Deutschen Heften“ unberechnet beigelegt. Schriftleitung: Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.

Das Parkett

Als Natalie die Tür öffnete, fiel ihr wieder ein, daß der Hauswirt vor drei Tagen mitgeteilt hatte, er werde das Parkett abziehen lassen. Sie hatte vergessen, es zu bestellen. Nun stand der Mann, der den Auftrag ausführen sollte, vor ihr oder trat vielmehr sofort ein, ging durch den Vorraum in das große Zimmer, den Fußboden musternd, die Möbel musternd, und legte den kleinen prallen Rucksack ab. Der Mann war von kräftiger Statur und, wie es schien, von ansehnlichem Wesen und etwa vierzig Jahre alt. Er wandte sich mit abschätzenden Blicken zu Natalie um und sagte:

„Können Sie mir helfen, die Möbel abzurücken?“

„Ja, gewiß“, antwortete sie. Sie wollte sich voller Eifer sogleich ans Werk machen, da sie begriff, die Möbel müßten abgerückt werden, was sie sich nicht recht vorgestellt hatte. Aber der Mann wehrte ab.

„Nicht doch! Nicht doch! Ich fange da hinten an. Wir schieben die Sachen ins Zimmer. Ich mache sechs Reihen, und dann schieben wir sie wieder zurück. Und dann so weiter. Aber erst mal was anderes. Haben Sie einen festen Tisch?“

Einen festen Tisch. Ja, aber wo nur? Vielleicht in der Küche?

„In der Küche vielleicht?“

„Gut. In der Küche.“ Er leerte den Inhalt seines Rucksacks auf das Parkett: alte Hosen, Kniepolster, ein graues Handtuch, eine große Büchse, in der sich wahrscheinlich Bohnerwachs befand, verschiedenes Handwerkszeug, Ziehklängen, Ziehkloben, Feile, Zange, Hammer und einiges andere. Es schien ihr verwunderlich, daß der Rucksack, der ja nicht groß war, so viele Dinge sollte in sich geborgen haben. Der Mann wählte einige Teile aus, Klingen, Feile, Zange, einen Schraubstock, Wetzstein und Wetzstahl, und verlangte, den festen Tisch in der Küche zu sehen. Natalie führte ihn hin. Der Tisch war ein Küchentisch, schien aber des Mannes Anforderungen zu genügen. Er befestigte, sorgsam einen Zeitungsbogen unterlegend, den Schraubstock an der Platte und legte sich sein Werkzeug zurecht.

„Sie sind die Hausangestellte?“ fragte er. Natalie lächelte verlegen.

„Na – na ja, gewiß“, antwortete sie. „Nicht so direkt Hausangestellte. Ich bin eigentlich die Kusine der Frau. Aber natürlich für die Hausarbeit, ja. Ich bin nämlich Flüchtling, aus Ostpreußen, und man hat mich hier aufgenommen.“

„Aha“, nickte der Mann und ließ in seinen prüfenden Blick Teilnahme und Freundlichkeit eingehen. Dann fragte er nach der Badestube. Sie wurde ihm gezeigt. Er holte einige andere Sachen aus der großen Stube und zog sich in den kleinen Raum, der vornehmlich der Körperpflege dient, zurück. Natalie sah auf die Uhr. Da die Frau des Hauses ohnehin gestört war – denn der Mann bewegte sich, wie es der Handwerker Art ist, nicht übermäßig leise –, hielt sie es für dringend erforderlich, Berta, die Frau, zu unterrichten, da es womöglich ihre Absicht sein könne, gerade jetzt in die Badestube zu gehen. Natalie öffnete die Schlafzimmertür so rücksichtsvoll und geräuschlos, daß die auf dem Bett sitzende Berta erschrak, als sie plötzlich die Stimme hörte:

„Der Parkettabzieher ist da. Er ist jetzt in der Badestube.“

„Ha! Natalie! Aber du weißt doch, wie schreckhaft ich bin! Wer ist da?“

„Der Parkettabzieher.“

„Was für ein Parkettabzieher?“

„Na, der Parkettabzieher eben. Das Parkett im großen Zimmer wird abgezogen.“

„Aber doch nicht bei uns!“

„Ja, bei uns. Es sollte doch schon lange . . .“

„Natalie! Jetzt aber doch nicht! Wir haben morgen sehr wichtigen Besuch!“

„Ja – ich weiß ja nicht. Er fängt gleich an.“

„Das muß einem doch vorher gesagt werden! Man muß sich darauf einstellen können! Es kann doch nicht einfach . . .“

„Ja, es ist ja . . . Ich hab’ vergessen, es zu bestellen. Vor drei Tagen hat der Berger Bescheid sagen lassen.“

„Großer Gott! Natalie, was wirst du noch eines Tages alles vergessen! Deinen Namen! Dein – na ja. Was soll denn nun werden? So geht es doch nicht!“ Natalie versuchte die Kusine zu beruhigen. Sie wies darauf hin, daß der Mann groß und kräftig sei und sicher gut vorankomme und daß es für einen wichtigen Besuch ja noch eindrucksvoller sein müsse, auf ein frisch abgezogenes Parkett zu treten als auf ein altes, ungepflegtes, graues. Die Frau schüttelte nur den Kopf und sagte mit tiefsitzendem Vorwurf: „Natalie! Natalie!“ Sie war sehr beunruhigt und überlegte angestrengt, was sie tun könne, was sie tun müsse. Es fiel ihr nichts ein.

Als Natalie wieder in die Küche trat, wunderte sie sich ein wenig über das Bild, das sich ihr jetzt bot. Der Parkettabzieher, der an dem Schraubstock stand und die eingespannte Klinge mit einer tüchtigen Feile bearbeitete, war zur Hälfte nackt. Er trug nur eine uralte Hose, die vorzeiten wohl militärischen Zwecken gedient hatte und an den Knien mit dicken Gummipolstern versehen war, und hölzerne Pantoffeln. Die kräftigen Feilstöße, die er seinem Handwerkszeug versetzte, erschütterten den armen Küchentisch so sehr, daß Natalie sofort zusprang, um ihn festzuhalten, den Tisch. Das war auch nötig, denn als der Mann nach einigen andern Manipulationen daranging, mit dem Wetzstahl einen Grat, den erforderlichen Grat an die Klingenschneide zu drücken, glaubte Natalie, der Tisch werde dieser Inanspruchnahme nicht standhalten. Von ihren schwachen Händen, die ihn stützten, ging jedoch Hilfsbereitschaft und Trost aus, und das ächzende Holz ertrug die Zumutung.

Der Mann war wirklich, wie sie es sich gedacht hatte, von überaus kräftiger Konstitution, und die tätigen Hände und Arme vermittelten ihr ein Empfinden, geborgen und doch gefährdet zu sein, Schutz und Schutzlosigkeit zugleich zu spüren. Es war ja überaus unschicklich, daß der Mann seinen ganzen Oberkörper entblößt hatte, obgleich man entkleidete Männer gewiß auch in Strandbädern zu sehen bekam. Aber sie hatte keine Zeit, über Unterschiede nachzudenken, die durch den Ort und die Anzahl der Anwesenden bedingt sein mochten.

Der Grat an der Ziehklinge wurde umständlich geprüft und in Ordnung befunden. Nun waren noch ein Eimer mit Wasser, ein altes Wischtuch und ein Schrubber erforderlich. Natalie stellte kopfschüttelnd das Verlangte bereit,

und dann endlich konnten sie sich, der Mann und sie, mit dem Handwerkszeug und den Reinigungsgerätschaften wieder in das große Wohnzimmer begeben.

Die Möbel wurden beiseite gerückt, die Teppiche aufgeschlagen, so daß die ersten sechs Reihen Parkettstäbe leicht von allen Seiten zugänglich waren. Dann näßte der Mann die ersten beiden Reihen mit dem alten Wischtuch, das er ordentlich um den Schrubber gelegt hatte, das heißt, er näßte sie nicht nur, er wässerte sie geradezu. Und danach nahm er das graue Handtuch um die Schultern, zündete sich eine Zigarette an und wartete die Wirkung seines Tuns, das Natalie schändlich und herausfordernd dünkte, ab.

„Man darf aber doch kein Wasser aufs Parkett tun“, sagte sie. Der Mann lachte.

„Nein. Sie dürfen es nicht“, antwortete er und betonte das „Sie“. – „Aber ich darf es. Bei mir ist das was anderes.“ Er ließ die Asche seiner Zigarette in die Feuchtigkeit fallen, die den eichenen Stäben ein schwarzes drohendes Aussehen verlieh. Auch das schien ihr Frevel zu sein.

„Für die Späne besorgen Sie sich am besten einen Sack“, sagte der Mann. „Sie können sie in dem kleinen Ofen da verbrennen. Ist ja besser, als sie wegzuschmeißen.“

„Ja. Aber lohnt denn das? Späne, sagen Sie?“

„Späne, ja. Und das lohnt schon. Einen großen Sack.“

Sie hörten die gnädige Frau auf dem Korridor, hörten, wie sie Türen öffnete und schloß und schließlich Natalie rief. Natalie sah auf die Uhr. Seit einer Stunde war der Mann in der Wohnung und hatte noch gar nicht angefangen. Das Wasser auf dem Parkett ärgerte sie. – Der weicht das Holz auf, um es leichter zu haben, sagte sie sich. Aber dennoch wollte sie das Abziehen mit aller Kraft verteidigen. Es war etwas Außerordentliches, ein Geschehnis seltener Art, das man sich nicht nehmen lassen durfte. Sollte der wichtige Besuch doch ein andermal kommen.

Die gnädige Frau, die für Natalie schlicht Berta war, hatte sich überlegt, daß sie ihren Mann zu verständigen habe, daß sie den Handwerker daran hindern müsse, anzufangen, daß jedoch der Hauswirt ärgerlich werden und die begrüßenswerte Arbeit womöglich für unabsehbare Zeit unterlassen könne, daß eine Nachfrage möglich sei, wie lange es dauern werde, daß man notfalls die wichtigen Besucher benachrichtige und für einen andern Tag bitte. Nun hatte sie Natalie wieder in der Nähe, erinnerte sie ungehalten an die Erledigungen, die jeder Tag aufgabe, und bat sie, über diesem dummen Parkettabziehen nicht alles andere zu vergessen. Sie war eben mit ihrer Frisur fertig und ließ sich ins Kleid helfen, als aus dem großen Zimmer ein helles, kreischendes, an den Nerven zerrendes Geräusch drang – ein kurzer Aufschrei, dem nun dichtauf und regelmäßig weitere folgten: Der Parkettabzieher hatte seine Arbeit begonnen.

Die beiden Frauen begaben sich an den Ort des Ereignisses, und als die Gnädige den halbnackten Mann sah, der da auf seinen Gummipolstern kniete und mit kraftvollen Schwüngen den Ziehkloben über die Eichenstäbe riß, das Holz zum Aufheulen bringend und lange, sich ringelnde dunkle Späne beiseite schiebend, erschauerte sie wie vor einem Naturereignis, als begegne ihr ein Urmensch, einer Urform der Arbeit hingegeben, ein Sklave, ein Barbar,

ein Sisyphus. Es war die Nacktheit des Mannes, die das bewirkte. Er hielt inne, richtete sich auf und erwiderte den Gruß.

„Sie werden sich erkälten“, sagte die gnädige Frau mit belegter Stimme.

„Nee“, lachte der Mann. „Eben nicht. Das ist alles ausprobiert. Wenn ich ein Hemd anziehe, ist es in fünf Minuten durchgeschwitzt, und dann erkälte ich mich.“

„So. Na, Sie haben Ihre Erfahrungen, gewiß. Aber daß Sie es so aushalten! Wie lange brauchen Sie für das Zimmer?“

„Für das Zimmer?“ Der Mann maß mit schätzenden Blicken Länge und Breite. „Dreißig Meter – anderthalb Tage. Morgen nachmittag ist es fertig.“

Die Frau atmete auf.

„Morgen nachmittag, das ist das Äußerste. Wir haben morgen abend Besuch. Es paßt eigentlich gar nicht, daß Sie heute hier anfangen.“

„Hätten Sie sagen sollen, nicht wahr?!“

„Ja – sagen sollen! Man erfährt das alles nicht immer so bestimmt und so rechtzeitig. Und hätten wir jetzt nein gesagt, wann ließe der Hauswirt es dann machen? In Jahren vielleicht und in einem noch weniger passenden Augenblick.“

„Ja, so was paßt den Hausfrauen nicht in den Kram, das ist nun mal so. Den richtigen Augenblick erwischen bloß die andern, die Parkettleger. Für uns, die Abzieher, gibt es das nicht.“

„Den richtigen Augenblick – na ja. Wenn Sie morgen nachmittag fertig sind, ist ja alles gut. Dann ist es gut.“

„Na klar. Die paar Sachen wieder hinrücken, das ist ja dann 'ne Kleinigkeit. Und abends strahlt der neue Boden.“

Frau Berta hatte im Lauf des Tages beinahe ausschließlich damit zu tun, Natalie von dem Parkettabzieher fernzuhalten. Sie war also mehr als sonst und mit Ungewöhnlichem beschäftigt. Der halbnackte Mann war ihr nicht geheuer, sie fand, es sei eine Art Brutalität und Barbarei, sich so unbekümmert um seine Umgebung und ohne zu fragen in einem derart anstößigen Zustand zu präsentieren. Aber ihrem Vorhaben waren Schranken gesetzt, denn Natalie wurde gebraucht, sie mußte Späne beiseite schaffen, sie mußte, nachdem die ersten sechs Reihen in heller Reinheit und Unschuld erstrahlten und mit Wachs eingerieben waren, beim Rücken der Möbel helfen, und sie mußte insbesondere dem Küchentisch beistehen, der einer so gewaltsamen Herstellung von Ziehklingengraten nicht dienen zu können meinte. Er stöhnte und ächzte unter dem Druck, den Feile und Wetzstahl auf die Klingenschneide ausübten, und Nataliens Hände waren hier unersetzlich. Häufiger, viel häufiger, als man es einem stählernen Werkzeug zugestehen möchte, war seine Fähigkeit, das eichene Holz zu bearbeiten, erlahmt. Viel häufiger, als Natalie es dem Küchentisch hätte zumuten mögen, mußte er herhalten.

Der Parkettabzieher nahm sich immer zwei Reihen vor, das hieß zweimal hintereinander die Zimmerbreite von viereinhalb Metern. Dann stand er auf, wischte sich mit dem grauen Handtuch den Schweiß ab, zündete sich eine Zigarette an, wässerte die nächsten beiden Reihen und machte eine Pause. Auf diese Weise hatte er gegen Mittag die ersten sechs Reihen bewältigt. Er arbeitete mit behäbigen, langsam anmutenden Bewegungen und liebte es

offenbar, die Pausen mit Unterhaltung zu füllen und ein wenig auszu-
dehnen.

„Wenn man nicht zwischendurch ein Wort reden kann, hält man es nicht
aus“, sagte er.

„Werden Sie es auf diese Weise schaffen?“ fragte besorgt die gnädige Frau.

„Oh, heute ist ja Zeit, nicht wahr?! Dann wird's eben heute ein bißchen
später.“

„Aber Ihnen liegt doch gewiß auch daran, schnell fertig zu werden.“

„Auf mich wartet ja keiner. Und das Schnelle macht es nicht. Der Mensch
ist keine Maschine; die Arme und Beine brauchen immer mal wieder Ruhe.
Der Boden ist ziemlich hart. Es ist ja kein Spaß, dem das Fell abzuziehen.
Ist ja schließlich Eiche. Wollen Sie's mal probieren?“

„Nein – gewiß. Es ist ganz gewiß nicht leicht. Aber es ist nun mal Ihr
Beruf. Sie haben ihn sich gewählt.“

„Na ja – Beruf. Ich säße auch lieber an einem Schreibtisch.“

„Da macht sich wohl mancher falsche Vorstellungen. Es ist ja nicht damit
getan, an einem Schreibtisch zu sitzen.“

„Sicher. Will alles gelernt sein. So ist es.“

„Könnten Sie sich nicht wenigstens in den Pausen, die Sie machen, ein
Hemd überziehen?“

„Nee, das Hemd ist sauber. Das wird erst wieder angezogen, wenn ich
mich gewaschen habe.“

„Hm. Ich meine, daß Sie so herumlaufen können – ohne sich zu erkälten?“

„Gewohnheit, alles Gewohnheit. Die meisten Damen kümmern sich gar
nicht darum, ob ich mich erkalte.“

„Es ist nämlich – wenn man Sie so sieht – man erkältet sich noch selber.“

In der Küche, des Nachmittags, sagte Natalie:

„Auf Sie wartet keiner zu Hause?“

„Nee.“

„Sind Sie nicht verheiratet?“

„Nee. Als ich aus Gefangenschaft kam, hatte meine Frau einen andern.“

Natalie erschrak ein wenig. „Das tut mir leid“, sagte sie.

„Braucht es nicht. Die Frau war nichts wert. Na ja, das sagt man so. War
ja auch eine ganz andere Zeit, als ich wiederkam. War ja alles anders. Man
muß doch die Dinge nüchtern ansehen und so, wie sie sind. Wer wartet denn
heute schon auf einen, der weg ist?! Ist ja sehr fraglich, ob er überhaupt mal
kommt. Und wenn er kommt, was will er dann eigentlich? Damals sah ja alles
anders aus. Jetzt ist kein Platz mehr, nicht wahr? Da zieht man eben Parkett
ab. Aber das konnte meine gewesene Frau nicht wissen. Sie dachte wohl, ich
lieg' auf der Straße und ihr auf der Tasche. Ich wär' auch ins Baufach gegan-
gen; ist bloß schlechter, da ist man immer draußen. Und frische Luft hab' ich
lange genug gehabt. Frauen denken anders. Der Mann soll schließlich was vor-
stellen. Wozu hat man ihn denn. Nee, mir ist ganz wohl dabei. Ich bin allein,
lebe in den Tag,nehm' alles, wie es kommt, und mach' mir keine Sorgen.
Nee, bitte, keine Sorgen, ich nicht mehr! Heute ist heute, und morgen – du
lieber Gott, morgen ist ein ganz anderer Tag! Und ich bin ja auch immer wieder
woanders.“

Natalie nickte, und der Mann spuckte auf den Wetzstein.

„Sie können mir glauben, Fräulein Natalie, manche Frauen denken, ich mach' das bloß so, um sie zu ärgern, daß ich kein Hemd anhave bei der Arbeit. Aber das ist nur fürs Parkett. Man kommt zu sehr ins Schwitzen.“

„Na, ganz bestimmt. Die sollen sich man nicht so haben, die Frauen.“

Nachher, beim Einwachsen der zweiten sechs Reihen, kam der Herr nach Hause. Es war die Stunde, zu der ein Arbeitstag beendet zu sein pflegt. Natalie war in der Küche bei einer überflüssigen Beschäftigung, die Frau Berta ihr aufgegeben hatte, und so konnte sie nicht sehen, wie weit der Herr – der im Bereich ihrer Vorstellungen und Begriffe einfach Rudolf war – die Augen aufriß, wie eine Röte der Empörung in sein Gesicht stieg, als er ins große Zimmer blickte und den halbnackten, wachsverreibenden Mann sah, aber sie hörte es seiner Stimme an, als er seine Frau rief:

„Berta!“

Und auch für Berta mußte der Ton beunruhigend geklungen haben, denn sie antwortete sanft und melodisch:

„Ja, Rudi! Bist du schon da?“

Natalie hörte leiser die erregte Stimme des Herrn, der von dem wichtigen Besuch sprach und davon, daß man ihn doch hätte verständigen müssen, daß es eine Schweinerei sei und einiges andere. Auch Berta mochte einsehen, wie nötig es gewesen wäre, Rudolf rechtzeitig ins Bild zu setzen. Sie hatte es ja beabsichtigt, aber über Wichtigerem wieder vergessen. Zudem beteuerte der Mann, am kommenden Nachmittag fertig zu sein. Und damit war ja eine Gewähr gegeben, daß der wichtige Abend nicht verdorben werde. Im Gegenteil – und nun kam Nataliens Argument –, den Gästen dringe das Parkett, so hell und frisch, erst recht ins Bewußtsein. Der Wachseruch lasse sich zum größten Teil noch fortlüften, und er sei ohne Zweifel, wenn nicht zu aufdringlich, ein Geruch der Reinlichkeit.

Natalie begab sich eigenmächtig zu dem einsamen Halbnackten, und das war richtig, denn zum drittenmal mußten die Möbel gerückt werden. Zwölf Reihen waren etwa die Hälfte des Zimmers. Und es sollte der Versuch gemacht werden, weitere sechs oder wenigstens noch vier zu bezwingen. Der Abend werde darüber vergehen, meinte der Mann, aber das mache ihm gar nichts aus.

Der Abend verging darüber. Ein Musiker hätte ihn als enharmonisch gekennzeichnet. Die Töne waren immer die gleichen; das nervenanpackende, pfeifende Kreischen der Eichenstäbe unter dem Ziehmesser und in den Pausen die miteinander oder gegeneinander redenden Stimmen. Aber sie kamen von den verschiedensten Stimmungen und Tonarten her. Herr Rudolf kümmerte sich um den Mann, gab ihm eine Zigarette, ließ sich einiges über die verschiedenen Macharten der Parkettböden erzählen und erfuhr durch geschickte, undeutliche Einwürfe seiner Frau, daß sein Wissensdurst die Pausen ausdehne und also dem gewünschten Ergebnis entgegenwirke. Er hatte unklare Auffassungen davon, daß nicht jedes Parkett auch Parkett sei, daß es sozusagen echtes und unechtes gebe, und es verwirrte ihn, als der Fachmann ihn lächelnd berichtete.

Es war ein höchst ungemütlicher Abend, den das Ehepaar in einem Hin und Her zwischen großem Zimmer und Schlafzimmer und Küche verbrachte,

immer wieder streitend, ob dem Ereignis nicht doch in anderer Weise hätte begegnet werden müssen.

Es gab noch ein kleines Zimmer neben dem großen, das – mit Bücherschrank und Schreibtisch – für ein Arbeitszimmer gelten konnte und von Frau Berta auch tatsächlich zum Plätten und Ausbessern bestimmt worden war. Auf der Liegestatt, einem älteren Polstermöbel, schlief Natalie, da ihre Kammer für ein Bett etwas zu klein war. Und dem Ehepaar wäre es nicht in den Sinn gekommen, diesen Raum als bewohnbar anzusehen. Und so kam es ihm auch nicht in den Sinn, ihn an diesem Abend ausweichend zu benutzen.

Gegen zehn Uhr war der Mann mit den vier Reihen fertig und begann sie mit Wachs zu überziehen. Er habe vierundzwanzig Quadratmeter geschafft, sagte er mit stolzer Befriedigung. Und das war gewiß eine rühmliche Leistung. Natalie stopfte die Späne in den Sack, der schon prall gefüllt war.

„Wie halten Sie es mit dem Ofen?“ fragte Herr Rudolf und fügte erläuternd hinzu: „Wir haben ihn, als die Zentralheizung wieder in Gang kam, stehenlassen, weil er gar nicht schlecht aussieht und weil er an kühlen Tagen ein bißchen nachhilft.“

„Der kommt weg. Ich muß ja Platz haben.“

„Der kommt also weg, aha.“

„Ja, den schieben wir beiseite. Ist kein Problem.“

„Gut, ja. Und Sie meinen, bis morgen nachmittag . . .“

„Aber wenn ich es sage! Sie können sich drauf verlassen .“

Am nächsten Morgen kam der Mann etwas später, erst gegen neun. Das war begreiflich und verzeihlich, er hatte bis in die Nacht hinein gearbeitet. Und wer ein gut Stück an Anstrengung und Leistung vor sich hat, braucht Schlaf und Ruhe. Noch ehe er sich entkleidet hatte, half er Natalie die Möbel aus dem letzten Drittel des Zimmers forträumen, und wässerte die beiden Streifen, die als nächste vorgenommen werden sollten. Er beeilte sich mit den Vorbereitungen, auch mit dem Schärfen der Klinge. Natalie war in bester Stimmung.

„Heute habe ich Glück“, sagte sie. „Ich habe einen Schornsteinfeger gesehen. Beinahe wäre ich mit ihm zusammengeprallt.“

Frau Berta war verdrießlich. Sie lief von der Schlafstube in die Küche, von der Küche in die Schlafstube, ohne recht zu wissen, weshalb. Es müsse nachher noch das eine und andere für den Abend besorgt werden, überlegte sie. Sollte sie selber gehen? Dann wäre Natalie mit dem wenig bekleideten Mann allein. Sollte sie Natalie schicken? Dann wäre sie mit dem wenig bekleideten Mann allein. Das ließe sich trotz aller Bedenken überstehen. Aber Natalie war nicht zuverlässig, wenn es sich um anderes als Brot, Kartoffeln, Suppengrün und Salz handelte. Man müßte ihr alles sagen oder gar aufschreiben. Was aber? Das wußte sie ja selber noch nicht. Sie würde allein gehen müssen. Sie sah den Mann einige Minuten lang an, schweigend und nachdenklich, und dann sagte sie:

„Es kann doch vorkommen, daß Sie in einem Kloster, in einem Nonnenkloster oder in einem Regierungsgebäude zu arbeiten haben?“

„Kann vorkommen.“

„Und da laufen Sie auch so halbnackt herum?“

„Ohne weiteres.“

„Daß Sie sich nicht erkälten!“

Der Mann lachte.

„Keine Sorge, meine Dame. Das bißchen Hose sitzt ja man eben an den Hüften.“

Sie entschloß sich, selber zu gehen. Sie entschloß sich, Natalie einer gewissen ungewissen Gefährdung auszusetzen. Natalie mitzunehmen war nicht möglich; es ging nicht an, den Mann in der Wohnung ohne Aufsicht zu lassen. Und sie beruhigte sich einigermaßen mit den Gedanken, daß ja noch recht viel zu tun sei, daß Natalie besser zu helfen verstehe als sie, daß schließlich die Größe der Gefährdung einer ansehnlichen Frau nicht unbedingt und unmittelbar von der Kleidung des Mannes abhängt.

Da Berta für einige Zeit verschwand, wurde Natalie noch fröhlicher.

„Damals“, erzählte sie, „war alles viel besser; natürlich war es besser, ich war ja zu Hause. Damals war Berta bei uns in Ostpreußen. In den Städten war es zu gefährlich, aber wir wohnten auf dem Lande. Und die Frau, meine Kusine, war eben einfach Berta und weiter nichts. Rudolf war Soldat, Rechnungsführer oder wie das hieß. Und Berta war ganz anders als jetzt. So lebenslustig, wissen Sie, und so natürlich. Sie machte alles mit, wenn wir mal tanzen gingen und auch in der Arbeit.“

„Hat sie keine Kinder, die Frau Berta?“

„Ja, damals hatte sie den kleinen Dieter. Der ist ja auf der Flucht gestorben, der kleine Kerl. Ein lieber kleiner Kerl. Er ist wohl erfroren. Schrecklich.“

„Schrecklich, ja.“

„Es war ja dann alles sehr schlimm. Niemals wollen wir das vergessen“, sagte Berta, „niemals.“

„Ja, das haben die Leute wohl ein paar Jahre lang gesagt. Wir haben auch gesagt: ‚Wenn wir das überstehen, mein lieber Spitz, dann wollen wir . . .‘, na, was wir nicht alles wollten, das ganze Leben lang dran denken, war das wenigste. Und ich muß Ihnen sagen, ich will jetzt schon nichts mehr wissen. Ich will meine Ruhe haben.“

„Was denn überstehen?“

„Gefangenschaft. Ich kann Ihnen was erzählen . . .“

„Ja, aber das kann man doch auch nicht.“

„Was kann man nicht?“

„Immer dran denken. Sollen denn die Menschen aus den Städten immer an die Bomben denken? Sollen wir immer an die Flucht denken? Das kann man doch nicht.“

„Sie sind nett, Fräulein Natalie. Sie sind richtig nett.“

„Sie müssen so was nicht sagen.“

„Ja, aber wenn's doch stimmt. Wir müßten mal ins Kino gehen, Sie und ich. Müßten uns verabreden.“

„Sehen Sie! Ich sagte ja, daß ich heute noch Glück hab’.“

„Ja, wie? Na, das ist doch nett, wie Sie das sagen.“

„Die Frau läßt mich nicht gern abends weg. Aber schließlich . . .“

„Na, das muß ja auch ein Spaß sein: Hausangestellte bei Verwandten! Nee, wissen Sie. Das machte ich aber nicht lange.“

„Ich hab' doch sonst keinen Menschen mehr.“
 „Was ist denn Ihr Herr, der Herr Rudi?“
 „Oh, der ist ja wohl Referent, glaube ich. Er ist bei der Stadt.“
 „Hm. Das läßt sich hören. Aber er war ja nicht immer Referent.“
 „Nein. Damals war er Kaufmann. Er sagte immer, wenn er das mit der Stadt nicht gemacht hätte, könnte er heute schon ganz anders dastehen.“
 „Oder auch nicht.“
 „Lassen Sie man. Manche Leute verdienen viel Geld.“
 „Ja, und manche Leute wenig. Die letzteren sind bedeutend mehr. Ich war auch mal Kaufmann.“
 „Wenn er Glück gehabt hätte . . .“
 „Hat er nicht Glück gehabt?“
 „Na ja.“
 „Und heute kommt also der Chef zu Besuch?“
 „Nein, nicht der Chef. Einer von seiner Partei. Der Rudolf ist doch durch seine Partei da 'reingekommen. Nein, der Mann, der heute kommt – mit seiner Frau kommt der –, der ist viel mehr, Stadtrat oder so was, oder in einem Ausschuß, wissen Sie, ein hohes Tier.“
 „Sind Sie auch dabei?“
 „Ich doch nicht! Ich sitze in meiner Kammer. Nein, nein, ich will auch nicht.“
 „Aha. Und Sie wollen in der Kammer sitzen? Wir gehen ins Kino, Fräulein Natalie! Wir wollen mal ganz was andres, als in der Kammer sitzen.“

Gegen Mittag, Frau Berta war wieder da, rückte der Mann mit Nataliens Hilfe den Ofen ab. Er zog das Rohr vorsichtig aus der Kaminwand, umwickelte das Knie mit Zeitungspapier, und dann faßten sie beide zu. Es waren noch drei Reihen abzuziehen, drei und eine halbe, genaugenommen. Dann war der Ofen wieder hinstellen und Wachs aufzutragen, eine Sache von anderthalb Stunden, wenn die kräftigen Hände richtig zupackten. Mit solchen Worten dachte der Mann laut und deutlich seine Gedanken. Dann wässerte er zwei Reihen und begab sich in die Küche, um für den Ausklang seiner Arbeit ein vorzügliches Werkzeug herzurichten.

Aber die Praxis entspricht selten dem theoretischen Kalkül. Nach anderthalb Stunden fehlte noch die halbe Zimmerbreite an der zweiten Reihe. Das war jedoch kein Grund, den Klingengrat hastiger und mit weniger Erfolg über die Stäbe zu ziehen. Es war ja Zeit, es war ja nicht daran zu zweifeln, daß am Abend das Zimmer in der hellen Freundlichkeit des neuen Parkettbodens erstrahlen werde.

Als die beiden Reihen erledigt waren, wurde der allerletzte Rest des Zimmers gewässert, und während der wohlverdienten Pause setzte sich der Mann – sehr zum Ärger Bertas, die das unschicklich fand – in einen Sessel, um seine Zigarette zu rauchen. Natalie stopfte Späne in einen zweiten Sack. Da geschah es. Ein wischendes, rauschendes Geräusch wurde von der Kaminwand her vernehmbar. Und ehe den beiden einfallen konnte, wodurch es verursacht sein möge, quoll aus dem Loch – in dem das Ofenrohr gesteckt hatte – eine dicke Wolke von Ruß, ins Zimmer drängend und sich langsam niederlassend. Natalie schrie auf, der Mann griff nach der nächsten Tischdecke und

sprang, so schnell es die Holzpantoffeln zuließ, zu dem Loch, um es zu verstopfen. Frau Berta, die herbeieilte, erlebte bis in die Haare, schwankte, war einer Ohnmacht nahe. Einige Augenblicke lang standen die Betroffenen betäubt, nicht fähig, des Unheils Ausmaß zu begreifen, dann löste sich die Erstarrung in Heulen, Schimpfen, Lachen, quoll die Wut über die Zumutung, zu aller Arbeit noch kaum zu Bewältigendes hinzubekommen zu haben, nach den verschiedenen Temperamenten hemmungslos aus ihnen heraus.

Natalie weinte, wie nur ein Mensch weinen kann, der von himmelschreiender Bosheit beleidigt wurde, einer unfaßbaren Bosheit, die sich auch noch der eigenen Unzulänglichkeit bediente. Berta war geradezu besinnungslos und schimpfte wie ein Fuhrknecht auf die Kusine und den unachtsamen Handwerker. Der empfand schließlich so etwas wie Mitleid mit der Schuldigen, die des Schornsteinfegers Ankündigung über seiner symbolischen Bedeutung überhört oder vergessen hatte, und er stellte sein wütendes, kurzes, hämisches Lachen ein. Auch er schließlich hatte nicht erwartet, der schwarze Mann könne noch nachmittags seiner segensreichen Tätigkeit obliegen. Da Frau Berta auch ihn in ihr fassungsloses, unbesonnenes Schimpfen einbezog, nahm er sein Gelächter wieder auf und sagte:

„Na, denn viel Spaß für den heutigen Abend.“

Nun aber war auch die Hausfrau am Ende. Sie begann zu schluchzen.

„Was soll denn nur werden, mein Gott! Natalie, so hol doch wenigstens Eimer und Wischtuch und steh nicht so da, so dumm und heulend!“

„Mit dem Wischtuch aber nicht aufs Parkett“, sagte der Mann und setzte auseinander, der Schaden könne damit nur vergrößert werden, weil Wachs und Ruß eine ausgeprägte Sympathie füreinander, aber eine Abneigung gegen Wasser hätten. Er empfehle den beiden Damen, sagte er, zunächst vorsichtig die Möbel zu reinigen, Tisch, Stühle, Decken, Teppich, und zwar möglichst so, daß der Ruß nicht auf den sauberen Fußboden falle und der auf dem Fußboden liegende nicht mit den Schuhen umhergetragen werde.

„Und dann?“

Er hob fragend die Schultern. Er meinte, man könne sich beim Drogisten erkundigen, wie man am besten Ruß vom Parkett entferne. Vielleicht mit Benzin.

„Am besten mit der Ziehklinge“, sagte Natalie unter Tränen.

„Richtig. Aber ich werde vom Hauswirt dafür bezahlt, noch diese andert-halb Streifen abzuziehen. Vom Ruß war nicht die Rede.“

Frau Berta indessen fand, er sei dazu verpflichtet, den Fußboden ordentlich und sauber zu übergeben, also sei er auch verpflichtet, den Ruß zu beseitigen, und das um so mehr, als es ja auch seine Schuld sei, das Loch nicht verschlossen zu haben.

„Schön“, antwortete der Mann höhnisch, „beweisen Sie mir, daß ich dazu verpflichtet bin, und dann mach' ich's. Die Gerichte wollen ja auch zu tun haben.“

In diese Auseinandersetzung, die sich – von neuen Verzweiflungsausbrüchen begleitet – etwas länger hinzog, kam Herr Rudi, hoffend, der Wachsergeruch werde schon dabei sein, sich, entschwebend, aufzulösen. Er starrte in das große Zimmer wie ein Irrer. Man versuchte ihm zu erklären, was sich zugegetragen hatte, und das Heulen und Zetern hob wieder an. Er sagte kein

Wort. Er war früher nach Hause gekommen, um sich auf den wichtigen Abend in aller Ruhe sorgsam vorbereiten, um hier und da womöglich noch helfen zu können. Er wandte sich um, ein geschlagener Mann, ein Hoffnungsloser. Er wußte nichts, er wußte gar nichts mehr. Doch, er wußte, daß es keinen Zweck habe, zu toben, wozu es ihn heftig drängte. Sein Gesicht wurde grau und fahl, seine Augen flackerten.

Er trat, des Bildes, das sich ihm bot, alsbald überdrüssig, in das kleine Zimmer, das neben dem großen lag und sich wie ein Arbeitszimmer gebärdete, und bat den Mann, ihm zu folgen. Auch er würde den Frauen nicht sagen können, wie, wo und womit sie beginnen müßten, und wie er gar helfen sollte, war ihm unvorstellbar. Er setzte sich schwer auf den nächsten Stuhl, zog Zigaretten aus der Tasche und bot dem Mann eine an.

„Das ist ja nun alles, was geschehen konnte“, sagte er heiser.

„Es hätte noch mehr kommen können“, meinte der Mann, der, mit dem grauen Handtuch über den nackten Schultern, wie der Masseur einer Boxschule aussah.

„Ihre Frau hat noch gar nicht begriffen, daß ich ein Tischtuch in das Loch gestopft habe.“

„Meinen Sie, daß bis um acht . . .“

„O-och, das müßte doch klappen.“

„Und Sie würden so nett sein . . .“

„Nee.“

„Es müßte noch mal abgezogen werden, sagten Sie?“

„Ja. Aber nicht von mir.“

„Es ist doch selbstverständlich, daß ich es bezahle.“

„Ihre Frau . . .“

„Na ja, sie ist erregt – Sie wissen, daß wir heute . . . Was sollen wir bloß machen! Ich kann doch jetzt nicht mehr absagen. Das ist ja auch zum Wahnsinnigwerden! Natürlich bezahle ich Ihnen die Arbeit.“

„Wenn ich's mir leisten könnte, würde ich sagen, ich mach's umsonst, nämlich Fräulein Natalie zuliebe. Und wenn ich's mir leisten könnte, würde ich sagen, für kein Geld, nämlich Ihrer Frau zuliebe. Das macht zusammen, daß ich kein Unmensch bin und ja sage. Also abgemacht. Ich hab' ja Zeit, bin unabhängig. Mir macht's nichts aus.“

„Natalie ist aber auch . . .“

„Nicht doch. Es ist passiert, und es nützt keinem Menschen, zu fragen, warum. Sehen Sie, es ist ja nicht so, daß Fräulein Natalie nun einfach schuld hat. Wer hat denn schuld? Der Teufel mag das wissen! Wenn der Hauswirt und Sie und Ihre Frau und alle Hausbewohner organisiert hätten, daß der Schornsteinfeger und ich hier so zusammentreffen, wie das heute war, dann hätte das bestimmt nicht geklappt. Dann wäre einem von uns was dazwischengekommen. Es hat gar keinen Zweck, zu fragen, warum der Teufel uns Ruß auf das schöne neue helle Parkett gespuckt hat. Er hat's getan, und wir müssen es wieder wegmachen.“

„Der Teufel! Der Teufel!“ knurrte Herr Rudolf. „Den Teufel gibt es nicht.“

„Na, dann gibt's vielleicht den Zufall. Ist ganz einfach ein blöder Zufall.“

„Natürlich.“

„Na, und den Herrn Zufall können Sie auch nicht bei den Hammelbeinen kriegen.“

„Ach – das wird ein vergnüglicher Abend werden!“

„Wenn Sie es richtig anfassen . . .“

„Anfassen! Es gibt da – aber das verstehen Sie nicht.“

„Nee, sicher versteh' ich das nicht. Aber jedenfalls, so viel versteh' ich, daß jedes Ding zwei Seiten hat und jedes Wort zwei Bedeutungen. Schornsteinfeger heißt Glück haben und Klappen zumachen. Parkett ist ein Fußboden und eine Weltanschauung. Ein hohes Tier ist ein wichtiger Beamter und vielleicht ein Briefmarkensammler. Ich würde sagen: Parkett ist ein Fußboden, der genauso gut auch aus Dielen sein könnte, und wer mich besuchen will, der kann sein, was er will, aber einen Parkettanschauer lad' ich nicht ein.“

„Parkett ist doch keine Weltanschauung!“

„So? Na, was ist es denn?“

„Parkett ist der blanke, glatte, saubere Boden der Gesellschaft.“

„Aha. Und das ist keine Weltanschauung, finden Sie? Na ja! Sehn Sie, wir unterscheiden uns dadurch, daß ich von dem einen Parkett was verstehe und Sie von dem andern. Und nun woll'n wir mal sehen, wie's weitergeht.“

Die Frauen hatten sich inzwischen mit verbissenem Kummer und in offener Waghalsigkeit an die Arbeit gemacht. Der Staubsauger war herbeigeholt worden und versuchte sich an dem Teppich, an den Sitzkissen der Stühle. Decken wurden eingesammelt, Bilder, Möbelstücke sorgfältig abgewischt. Lappen und Tücher lagen bereit, eine Flasche mit Benzin, eine mit Spiritus wurden erprobt. Es blieb nichts anderes übrig, als jedes einzelne Stück, auch den Aschenbecher, die Vase, den Kalender, sorgfältig zu putzen und es dann in dem andern, nichtbetroffenen Teil des Zimmers unterzubringen. So, hoffte man, werde im Laufe der Zeit jedes Ding gesäubert und zugleich die Stelle freigelegt werden können, die von dem halbnackten Mann nun zum zweitenmal unter die Fäuste genommen werden mußte. Am schwierigsten war es, Teppich und Kissen zu reinigen, und schwieriger fast noch, den beruhten Teil des Fußbodens zu meiden. Es war zum Ver zweifeln, wenn der Urstoff der schwärzesten Farbe seine Haft- und Färbkraft nachdrücklich bewies und nur widerwillig den konzentriertesten Angriffen nachgab. Und es war wie ein Hohn auf alle Mühe, Geduld und Selbstüberwindung, wenn die eigenen beschmierten Hände oder Füße das Unheil nur immer noch weitertrugen und verbreiterten.

Die Männer erboten sich zu helfen, aber man verzichtete, man wünschte sie gar nicht zu sehen, es sei denn, der Halbnackte lasse sich auf die Knie nieder und ergreife den Ziehkloben. Das war noch nicht möglich, und so zogen sie sich wieder in das kleine Zimmer zurück. Herr Rudolf, der bekümmert wurde, je weiter die Zeit vorrückte, entkorkte eine Flasche Weinbrand und füllte das stärkende Getränk in zwei Schalen, die eigentlich Aschenbecher waren, weil er nichts anderes zur Hand hatte. Er fand, es sei ihnen beiden nötig, dem inneren Menschen ein wenig Mut zuzuführen. Sie sprachen wieder über das Parkett, über seine staats-erhaltenden und staatsfeindlichen, seine moralischen und amoralischen Qualitäten und davon, daß es eigentlich etwas Unsoziales, Massenfeindliches an sich habe. Herr Rudolf sah das alles positiver als der Fachmann.

Gegen sechs zog sich Frau Berta zurück, teils, weil sie nicht mehr konnte, teils, weil es für sie Zeit wurde, sich auf den Abend vorzubereiten. Der Parkettabzieher ging an ihrer Stelle in den Kampf. Herrn Rudolf war es jetzt völlig klar, daß es nicht gelingen könne, das Zimmer bis zum Eintreffen der Gäste empfangsbereit zu machen. Diese Einsicht forderte ein Aschenschälchen Weinbrand, aber seine Betrübniß wich davon nicht.

Er ging daran, das kleine Zimmer so herzurichten, daß es dem wichtigen gastlichen Beieinander notdürftig genügen könne. Man könne sich mit den Gästen auch in ein gutes Lokal setzen, fiel ihm ein, aber das jetzt noch zu arrangieren, schien ihm eine ungebührliche Zumutung zu sein und dem Sinn des Abends nicht zu entsprechen. Es waren wenigstens zwei der kleinen Sessel aus dem großen Zimmer erforderlich. Er ließ sie sich geben und rückte sie hierhin und dorthin, und schließlich gelang es ihm, mit Nataliens Liegestatt, die etwas vorgezogen werden mußte, einer Stehlampe, ebenfalls dem großen Zimmer entliehen, dem Schreibtischsessel und einem Tischchen aus Nataliens Kammer eine annehmbare Sitzecke zurechtzustellen. Es war ein wenig zu eng, aber die Enge würde mit dem übrigen Mobiliar in Schatten getaucht sein. Man müsse es richtig anfassen, hatte der Mann gesagt.

Das Abendbrot wurde stehend in der Küche eingenommen. Beide, Frau Berta und Herr Rudolf, waren blaß, nervös und ohne Appetit. Den andern mundete es vortrefflich. Der Parkettabzieher, mit dem schweißsausgenden grauen Handtuch über den Schultern, war barfuß auf den kühlen Fliesen, weil seine Pantoffeln zu sehr von der Höllenschwärze verunreinigt waren. Er genoß die unerwartete Pause ebenso wie die belegten Brote, denn nun hatte er ja wieder Zeit. Man wartete nicht mehr auf ihn, man erwartete nur, daß er überhaupt einmal fertig werde. Herr Rudolf zog die Brieftasche und drückte ihm zwanzig Mark in die Hand. Man werde sich nachher ja kaum noch sehen. Natalie hatte ihre Depression überwunden. Sie wußte nun, daß sogar mit dem Ruß, und also auch mit unglaublich schwierigen Problemen, fertig zu werden ist.

Die Gäste kamen. Immer kommen Gäste zu spät, diese kamen pünktlich. Die Gastgeber waren steif, trugen eine forcierte, aufgesetzte Freundlichkeit zur Schau. Das große Tier dachte: Die Frau mag gehen, aber er, der Kerl, hat ja wohl schon getrunken. – Man nahm in der Enge Platz, und das große Tier dachte: Na, das kann ja gemütlich werden. – Man sprach mit gewählten Worten Belangloses, man trank Wein, Likör, knabberte Gebäck und Süßigkeiten. Jedesmal, wenn durch die Wand der helle gequälte Schrei des Eichenholzes drang, fuhr Herr Rudolf ein wenig zusammen. Ihm war das Geräusch, das fremde, wie eine Mahnung, es richtig anzufangen. Er dachte: Es geht schief, es geht schief, ich kann's nicht ändern. – Frau Bertas Augen bebten vor Anstrengung, sich unbefangen zu geben und gewählte Worte zu finden. Eine dunkle Trauer senkte sich in ihren Blick, wenn er Herrn Rudolf streifte. – Hoffentlich fällt es ihm nicht ein, davon zu reden, dachte sie, es geht ohnehin schief. Das große Tier fühlte sich nicht behaglich.

Dann wirkte der Alkohol, und Herr Rudolf konnte es nicht mehr ertragen. Er dachte ein Wort, das man nicht ausspricht oder gar niederschreibt, und begann die Geschichte zu erzählen. Er müsse bitten, das Provisorium zu entschuldigen, sagte er, aber so und so sei es ihm ergangen. Und nun sei man

nebenan noch dabei, die letzten Reste des schwarzen Teufelsgespeies auszutilgen. Frau Berta hatte die Augen geschlossen, trank einen Likör und dachte: Nun ist es ganz und gar vorbei. Er blamiert sich und mich. –

Aber seltsamerweise begann es nun plötzlich gemütlich zu werden. Das Gespräch wurde lebhaft, es wurde gelacht, an Stelle der gewählten kamen ganz natürliche Worte zum Vorschein. Das große Tier lobte sie sehr. Er fand es großartig, wie sie, selber Ruß vertilgend, sich zu helfen gewußt habe, und zwar so vortrefflich, daß von einem Provisorium ja keine Rede sein könne. Und die Frau des großen Tieres bedauerte aufrichtig ihr Mißgeschick. Man besah sich den Schaden, den halbnackten Mann und die eifrige Natalie, die mit aller Vorsicht die anfallenden schwarzen Späne in einen Sack versenkte. – Auch das noch, dachte Frau Berta. – Aber auch das trug zur Auflockerung, zur Erheiterung bei.

Der Abend wurde recht lebhaft. Man vergaß, daß es sich um ein großes Tier, Partei, Parlament, Magistrat und solche Dinge handelte. Aber eben das, fand Frau Berta – und sie hielt es nachher ihrem Gatten vor –, sei ein unreparierbarer Fauxpas gewesen.

Das große Tier sagte im Wagen, als man nach Hause fuhr: „Sind sehr nette Leute, nicht wahr?“ Und die Frau fand es auch.

Er nahm sich vor, gelegentlich für den Rudolf etwas zu tun.

Sie aber, Berta und Rudolf, machten sich nicht recht klar, daß es ihnen im großen Zimmer auf dem neuen hellen, prahlenden Parkett niemals gelungen wäre, das große Tier so angenehm zu unterhalten.

Von Natalie und dem Halbnackten bleibt zu melden, daß sie ins Kino gingen, nicht mehr an diesem Abend, aber doch wohl noch häufiger, und daß es ihnen gleichgültig war, was das Parkett dazu sagte.

WERNER KRAFT

Aufzeichnungen

Zu belehren scheint die Menschheit nicht zu sein. So muß ihr immer stärkeres Unglück diktiert werden, bis dieses die Erkenntnis diktiert.

Das Gedicht muß so mißlingen, wenn der Gedanke die Sprache lähmt, wie es gelingen muß, wenn die Sprache dem Gedanken Beine macht, auf welchen der Sprachgedanke stehen kann.

Wer in der Zukunft lebt, adelt die Vergangenheit, wer in der Vergangenheit lebt, zerstört die Zukunft. Nur wer dieses Verhältnis durchschaut, weiß, was Tradition ist.

Jeder stampft über jeden mit Elefantenfüßen hinweg, und jeder ist an jeden unlösbar gebunden.

Die Frauen leben in einer anderen Welt als die Männer und beide in der gleichen. Die Kinder, die da entstehen, setzen das große Mißverstehen fort. Weil dies so ist, sollte Eintracht herrschen.

Nur ein Dichter, der als Mensch durchsichtig ist, betrügt nicht sich und die Welt. Er hat die Möglichkeit, dem Höchsten zuzustreben.

Das stumme Sein spricht die Sprache des Bösen.

Die kleinen Veränderungen nach dem Tode, wie sie geradezu absichtlich einsetzen, wenn sie auch immer sachlich motiviert sind, bezeugen den Beginn des Vergessens, damit das Gedenken Raum hat. Er soll nichts erkennen, wenn er zurückkommt, und dennoch sich zurechtfinden, in der Welt.

Die Heiligkeit der Welt besteht aus lauter unheiligen Einzelheiten. Das einzelne zu verstehen, ist leicht, das Ganze, schwer. Aber von dem einzelnen zum Ganzen führt kein Weg, geschweige ein Sprung. Das Ganze ist vorgegeben.

Die Leere des Todes schafft Raum für die Fülle des Lebens, daß sie nicht abnimmt.

Der Verfall in den Aufstieg ist ein Schauspiel für Götter.

Wenn die Toten reden könnten, würden sie schweigen.

Schritt vor Schritt gesetzt in die Welt, du bist noch lange nicht da!

Der Geist ist heute eingeschränkt auf die Funktion jenes Vogels, der, ohne persönliche Gefahr zu laufen, dem Krokodil die Zähne säubert. Treue um Treue!

Daß die Welt ewig im Gleichgewicht bleibe des Wehs und der Freude, ist schwer annehmbar. Wenn man die Waage zerschlägt, gibt es nur noch Weh.

Es gibt manchen, der noch kein Mensch ist und schon ein Künstler sein will.

Der Grund zur Besorgnis liegt eben darin, daß er fehlt.

Menschen, deren Verhältnis zur Poesie dem zu den Frauen gleicht. Sie genießen, ohne zu sehen.

Die Welt sinkt nie so tief wie der Mensch, der ihre Heiligkeit preisgibt.

Kunst ist ein Teilphänomen. Es gibt leere Stellen im Menschen, mit denen selbst Goethe nicht fertig wird.

Das Geheimnis unserer Ohnmacht, die Offenbarung unserer Größe, wurzelt in unserer Aufgabe: dem Anfang einen Platz innerhalb der Zeit zu schaffen.

Der Frieden ist nichts anderes als die streng umschriebene Fassung der Seele. Wir werden uns noch alle erschlagen, ehe diese Weltzeit es selbst tut.

Die Sprache wird überschätzt von denen, die sie nicht haben, und unterschätzt von denen, die sie hätten.

Man wird sich an uns erinnern. Wir waren bemüht, unter unmöglichen Bedingungen der Zukunft uns zur Verfügung zu halten, die Vergangenheit nicht preiszugeben und dem „Blödsinn mit Ochsenstirn“ kein Opfer zu bringen, auch wenn wir zähneknirschend uns ihm beugen mußten wie weiland Baudelaire. Wir haben aus dem Vollen des Bösen und aus dem Leeren des Guten dieser Weltzeit in einer Gegenwart gelebt. Man wird sich an uns erinnern.

Wer die Welt liebt, wird nicht bezweifeln, daß in jeder Epoche Menschen leben, die von der Idee des Guten beherrscht werden. Also auch heute. Aber die Kraft des Guten ist in verschiedenen Epochen verschieden groß, und es sieht so aus, als wenn heute sie abzunehmen anfinge.

Peter Hille: „Hölderlin: ein hellenischer Mönch.“ Hier scheint die Unentwirrbarkeit der christlichen und der antiken Elemente in dem Dichter geahnt zu sein.

Das Charisma ist nicht heikel.

Ein Junge von drei Jahren, in einer kleinen Siedlung in steinerner menschenleerer Umgebung, wird von seiner Mutter in den Kindergarten geschickt. Wahrscheinlich, daß er einen kurzen Weg zu machen hatte, den er schon oft gegangen war. Aber er verläuft sich und findet nicht mehr zurück. Eine Suchaktion der gesamten Bevölkerung der Umgebung setzt ein. Nach fünf Tagen findet man das Kind tot, es war fünfunddreißig Kilometer gelaufen. Der ärztliche Befund ergibt, daß das Kind an Erschöpfung gestorben ist. Dies ist die Geschichte. Die eigentliche Geschichte, die niemand schreiben dürfte, selbst wenn er es könnte, ballt sich zusammen zu einer Frage. Sie droht. Keine Antwort. Die wunderbare Geschichte von den beiden Kindern, die im Schneesturm sich verirren, durfte Adalbert Stifter schreiben, sei es, daß er sie erfunden hat, sei es, daß sie wahr ist. Es waren zwei; sie wurden gerettet. Dieses Kind war allein; es starb. Die Grenzen der Kunst sind dort, wo die nackte Wahrheit zu schweigen beginnt und kein Mythos ihr den Mund öffnet. Es ist nicht wahr, daß in unserer Weltzeit es nichts mehr zu erzählen gebe. Viel gäbe es zu erzählen. Ungeschriebener Geschichten gibt es aber tausend. Wer aber wagte es, selbst mit der Sprache des Genius über diese Kinderleiche zu springen?!

Aus Sambuca

Aus Sambuca war er, da ist nur Staub,
die weiße Asche der Erde, Staub und Erde
und die eine Wunde des Himmels aus Licht.
Die Ernte seines Jahres war ein Sack Oliven,
ein halber Mandeln, ein Korb mit Zitronen
und zwei Säcke Korn,
Wein trank er nur sonntags, zu teuer,
sonst Wasser.

Er nahm sich keine Frau, wie sollte er sie
ernähren, aber dann und wann gab es eine Mulde
mit Lippen, Brüsten, Schenkeln, wenig Worten
und einem langen Heimweg und das immer
getragene Kleid war noch schmutziger.

Aus Sambuca war er, Lesen und Schreiben
hatte ihm niemand beigebracht: Diodor,
Empedokles, Aischylos, Verga, Pirandello,
Elio Vittorini waren für ihn keine Namen.
Er wusch sein Hemd selbst im Fluß,
führte der Wasser, sonst im Kübel.
San Cataldo mit den drei Kuppeln, Palazzo Reale,
San Giovanni degli Eremiti, der Dom
mit den porphyrenen Gräbern waren für ihn
keine Stätten: Palermo – sehr fern –
zwei Tage hin und zurück.

Er sah nie ein Bild von Fra Angelico,
Giorgione, Mantegna, Bernardino di Betto,
noch den Engel Tiziano Vecellios in der Chiesa
San Salvatore, unbekannt blieb ihm der Zauber
eines Frauenbildes von Boltraffio.
Arezzo war nicht verbunden für ihn mit
Piero della Francesca, Capella Brancacci
nicht mit Masaccio und Lippi, auch nicht Sirmione
mit Catull oder Chioggia mit der Duse,
die Sonette an Colonna blieben für ihn ungeschrieben,
Dante hat für ihn nie bei Can Grande Zuflucht
gesucht, Petrarca ist für ihn nie nach Frankreich
geflüchtet.

Aus Sambuca war er, ein Sohn dieser Erde
und getauft im Namen dessen, der nicht
von dieser Welt ist.

Kaleo

Ja, wie ein Schatten,
der für einen Augenblick den Wein verdunkelt,
Kaleo, wie ein Schatten,
den ein Schatten verschluckt,
war meine Seele

wie ein Schatten,
den ein Vogel durchs Wasser wirft,
ungestüm und lautlos,
für einen Atemzug.

Wer gibt mir diesen Tag zurück
zu den vielen andern?
Wer den Weg, vorbei an den schwarzen Kisten,
voll starrschnabliger, lichtgeschuppter
Fische unten im Hafen,
wie früher?

Wer nimmt aus dieser zeugerischen Luft
die Klauen?
Wer den Geschmack deines Leibes aus ihr,
den Klang deiner Stimme?
Wer?

Kaleo, wie ein Schatten ist meine Seele,
wie ein Schatten, den ein Schatten
verschluckt,
lautlos und ungestüm...

Ladenmädchen

Da er vorbeiging, trafen sich zuweilen
ihre Blicke.

Er war gejagt wie Aktaion,
doch nie würde sie diese alte Mythe
zu Ohren bekommen.

Da er durch die Straßen ging,
verwirrte sich seine Seele,

da er durch die Straßen ging
und es immer schweigsamer um ihn wurde,
bis er in dem läppisch von Spiegeln
umstellten Raume stand,
überall sich sah

und dazwischen
in halbem Kleid und frechem Gebaren
den erniedrigenden Rest
seiner Sehnsucht.

Boschena

Was bewunderten wir:
Zisa in Gassen, den Brunnen darin,
im Haus zur Tiefe gehend,
die Jagd an der Wand,
Pfauen in steinernem Laub,
Früchte . . .
oder ein Bild: – Blechen –
eine Meerbucht, verschattetes Wasser,
ungebärdigter Himmel . . .

Wir ködern nichts zurück . . .

Trotzdem, komm, gedenken wir jener Stunde:
tobendes Licht vor verschlossenen Laden,
dein abgelegtes Kleid,
deinen Schal über der Stuhllehne,
die Uhren auf dem Sims,
unsere Schatten, eben noch aufrecht,
dann verschwunden von der Wand.

Lange hat sie gezögert,
immer wieder . . .
Sie wußte es, als das Tor sich auftat
und sie den Heiligen herausstrugen
über dem Rot der Chorröcke
und dem Weiß der Ministranten.

Warum war so viel Licht auf dem Platz
aus dem von Tauben aufgescheuchten Himmel,
da er zurückkam aus fremder Umarmung . . .

Nur der Heilige bleibt
mit verstaubtem Lächeln, unter dorrenden Oliven
und dem kalten Geschmack
des Weihrauchs
auf Jahr und Tag zu neuem Schmerz.

Bedachte seinen Kummer

Manchmal,
 schritt er hinter einer von ihnen
die Treppe hinauf,
 gedachte er dessen,
was er jedem Worte bar
 über alles liebte:
ein Marienbild
 von Mantegna
und was sich darin
 für ihn verbarg.
Gedachte eines Verses
 oder eines Liedes,
gedachte ihrer,
 des Grau der Augen,
bedachte seinen Kummer
und auch
 wie er in ihm
einer von Vielen war.

Die Stadt mit den vier erzenen Pferden

Schlafe,
die Stadt hat steinerne Felder
und es bäumen sich vier erzene Pferde,
die Balkone sind verwaist
und tragen zerbrochene Löwen.

Schlafe,
rasch, wie das Blut eines kleinen Vogels,
versiegt unter einem Torbogen die Süße
im Schoß einer Frau,
alle Brunnen sind trockene Munde
und im Kanal treibt der aufgebrochene Leib
eines Fisches.

Schlafe,
die Stadt hat steinerne Felder
und es bäumen sich vier erzene Pferde,
aber sie hat ein raunendes Misericordia
aus Wasser, Wind und Stille,
es ruht mit verborgenem Kopf die Taube
auf der Schulter der Madonna
und unter deiner Kammer
Weizen und Wein.

Gänse und die Thurbauer von Babel

für Hans Fischer

In meiner mährischen Heimath kamen im Spätsommer nach vollzogener Ernte an jedem Abend der Wochentage viele hundert Gänse, in eine mächtige Staubwolke eingehüllt, in das Dorf zurück vor die Thore aus ungestrichenen Holzlatten der Bauernhöfe, die alle, weißgetüncht, mit Streifen, Bändern, kreisrunden Scheiben, gelb, blau, röthlich als Zierath versehen, dicht aneinandergereiht eine einzige, lang sich hinziehende Straße über die bloße Erde hin einschlossen. Hinter den Gänsen, die schnatterten, sich damit untereinander zu verständigen suchend, die Flügel hoben und wieder senkten zum Zeichen ihrer Erregung über die Heimkehr in den Stall, liefen barfuß zwei oder drei Knaben, wohl auch Mädchen, Gerten in der Hand, damit die ihnen anvertrauten Thiere davon abhaltend, in die ringsum liegenden Felder oder Straßengraben auszuweichen. Im Dorfe angelangt, löste sich der lange Zug auf, und es bildeten sich vor jedem der vielen Thore kleine Häufchen von Gänsen, der Anzahl nach von neun oder zwölf oder nur vier oder sechs, die Ankunft mit ihrem Geschnatter von wechselnder Tonhöhe meldend, sollte das eine oder andere Thor nicht schon geöffnet sein, um sie einzulassen. Waren die Thore geschlossen, so gingen sie auf den Ruf hin also bald auf, und die Bäuerin oder eine Magd trat heraus, die Thiere mit oder ohne Zuspruch zu empfangen, ohne daß sie sich erst mit einem Blick der Zahl vergewisserten.

Seitdem Gänse Gänse und Menschen Menschen sind, ist es noch nicht vorgekommen, daß eine Gans, die zum Hof gehört, gefehlt und vor dem Thore eines fremden Hofes gestanden hätte aus welcher Ursache immer: Vergeßlichkeit, Zerstretheit, Mangel an persönlichem Gewicht oder was es sonst sein könnte, kürzer gesagt, angemessener: ist es nicht vorgekommen, daß eine Bäuerin einmal statt neun zehn oder gar mehr vor ihrem Hofthor getroffen und darob in Aufregung hätte gerathen können. Wenn es sich um Menschen statt um Gänse handelte, müßte man dergleichen für denkunmöglich bezeichnen, bei Gänsen aber geht es im Letzten darum, daß sie selber nicht zählen können und aus diesem einzigen Grund für sie neun oder zehn oder vier seit je eins sind und bleiben werden. Das ist das zugleich Erstaunliche und zugleich Logisch-Natürliche in ihrem Dasein: diese Gleichung nicht von eins ist gleich eins, sondern von neun ist gleich eins, fünf ist gleich eins und so fort. Welche Wirrnis, Unordnung, daraus Streit, Fehde, Gerichtskosten müßte nicht unter den Menschen entstehen, welche Gänse und vieles andere als ihr Eigenthum betrachten, wenn diese Gleichung nicht so bestünde und Gänse gleich uns Menschen zählen könnten und nach eins zwei eins setzen müßten und nicht wiederum eins. Oh! Wunderbare Gleichung, deren sich vielleicht nur Zauberer, wohl auch bloße Betrüger zu bedienen wüßten oder es nur versuchten! Außer der Gottheit, des Gottwesens selber, denn wir haben alle Ursache, sie als die eine Gleichung am Grunde aller Verwandlung zu bezeichnen. Sooft nämlich ein Mensch eines wilden Stammes den anderen, Vater oder Bruder, nach deren Tod in einem Vogel welcher Art immer,

einer Gans, einem Nußhäher wiederfindet, wiedererkennt, so liegt diesem Fund und dieser Erkenntnis nicht der Satz vom Widerspruch zugrunde, daß eins nicht zugleich zwei oder ein Ding nicht zugleich sein Gegenteil sein könne, sondern eben jener andere, daß neun eins ist, fünf eins und so weiter, was alles schließlich die Folge haben muß, daß eine Gans vor dem Thore eines mährischen Bauernhofs sich und die anderen nicht erst zu zählen braucht, um selber nicht dort fehl am Orth zu sein, wo sie steht und wartet.

Um bei den Gänsen noch ein wenig zu verweilen, sind die Gänse damals am Kapitol, da alles darauf ankam, Rom zu retten, von Rom aus gesehen die Menschheit samt deren langer Geschichte, sind sie nicht darum zur rechten Zeit aufgewacht, um die Stadt samt der Wache, die schlief, vor der völligen Verwüstung durch die Barbaren zu retten, weil sie keine Uhren besaßen und die Zeit auch nicht vom Stand der Sonne oder des nächtlichen Mondes und der Gestirne hätten ablesen können, sie vielmehr im Herzen trugen, in den Eingeweiden, zu denen die Wahrsager stets und überall auch das Herz gerechnet haben?! Die Menschen reden von Anpassung, haben sich anzupassen, nennen ihre Anpassung Lauf der Geschichte samt deren Zahlen, Daten der Gründung und des Untergangs, was alles die Gänse, beide, die der mährischen Dörfer und die des Kapitols nicht brauchen, weil sie von Anfang an angepaßt, ohne Sünde und Fehler sind und ihre Gleichung zugleich ihre Ungleichung bedeutet.

Ich stelle nun der Welt der Gänse, so wie sie hier umschrieben und zugleich gedeutet werden konnte, die Gegenwelt gegenüber. Geist heißt, daß wir der Welt die Gegenwelt entgegenhalten. Die Gottheit zieht die Gegenwelt in sich ein, was der Geist nicht vermag. Darum darf es heißen: Gott ist Geist, aber nicht Geist Gott. Welches wäre nun die Gegenwelt zur Welt der Gänse? Die Antwort ist: die Welt jener frühen Menschen, die auf den Gedanken verfielen, zu Babylon einen Thurm so hoch zu bauen, daß er den Himmel über ihnen erreichte, die Fußsohlen der Gottheit berührend. Dazu stellten sie sich an: diese Thurmbauer von Babel, wie sie fortan genannt wurden, zu nichts anderem auf der Erde, der Gedanke daran erfüllte sie fortan ganz, so daß sie alles andere, Staat, Verfassung, Recht, Gerechtigkeit, auch den Tod darüber vergaßen. Sie waren ein Volk sehr großen, ja übermäßigen Eifers, man wäre geneigt, sie herzlos zu nennen, wenn ihr Herz nicht in eben diesem Eifer gesteckt hätte und in nirgendwo anders. Sie waren ohne Gier, doch voll eines speculativen Geistes. Es kam ihnen darum auch bei der Zeugung und Empfangnis einzig auf Vermehrung an, auf die Zahl, Zählung, nicht auf Freude, auf Spiel und ähnliches, und sie gingen dabei so weit, daraus, aus der Vermehrung, ein Gebot Gottes zu machen, eben jener Gottheit, an deren Fußsohlen sie mit der Spitze ihres Thurmes stoßen wollten, wenn ihr Werk zu Ende gekommen ist. Es mag gerade damit zusammen genannt werden, daß es ihnen nicht allzu bedeutsam und beachtenswert erschienen ist, den Schmerz zu fliehen und die Freude zu suchen, woraus die Menschen im allgemeinen gerne ein Grundsätzliches machen der Gier und deren Ausartung wegen. In eben dem Eifer, mit dem Thurm oben den Himmel zu berühren, floß unseren Baumeistern alles ineinander über und achteten sie der Gegensätze

und Widersprüche nicht gleich uns anderen Menschen. All das, Gegensätze, Widersprüche, Hindernisse, löste sich wie von selbst in ihren Köpfen auf, wurde darin übersprungen.

Es muß auffallen, daß sie weder den Handschlag noch den Kuß kannten im engeren Verkehr miteinander, dagegen der Unart pflogen, dem Nächsten mit der Hand ins Gesicht zu fahren, unversehens, ohne Ursache, zum Spaß, ihn bei einem Ohr zu packen, in die Backen zu kneifen, die Haut zu kitzeln, um ihre gute Laune dem Nächsten mitzuteilen, oder gar nach dessen Nächsten Nase greifen, woraus zu erklären wäre, warum alle ihre Nasen abgegriffen erscheinen mußten, sinnlos aus dem Gesicht heraus ins Leere hinaus, wo es nichts mehr zu spüren oder zu wittern gäbe. Sie hatten zu nichts Gestaltetem, zu keiner Form Beziehung, hatten von nichts ein Bild in sich. Sie wollten nur abmessen, alles wollten sie messen, an alles den Maßstab anlegen, um zu wissen, was ist. Woraus uns verständlich wird, daß sie statt richtig zu sehen, hinzusehen, offen zu schauen, ein Bild sich aufnehmend, allmählich die Gewohnheit angenommen hatten, mit den Augenlidern zu zwinkern, zwinkernd der Dinge, die zu messen wären, habhaft zu werden, vielmehr diese sicherzustellen. Dieses ihr Zwinkern aber glich keineswegs dem von Menschen, die um ein Geheimnis wissen, welches anderen, die nicht eingeweiht wären, verborgen bleiben sollte, nein, das war es ganz und gar nicht, schon darum nicht, weil ihnen der Begriff und die Vorstellung eines Geheimen völlig abging, sondern sie zwinkerten zum Zeichen dafür, daß es Gegensätze nicht gibt, nicht geben soll, daß wir über solche hinwegsehen müssen: auch über die ganz großen, allbestimmenden, wie Gut und Böse, Voll und Leer, All und Nichts. Bestehen denn diese nicht einzig und allein darum, weil die Menschen Sehende sind, Bilder haben von sich und den Dingen und so fort? Es konnte wohl zuweilen geschehen, daß ein Weiser unter ihnen das eine oder andere Mal in Selbstvergessenheit sich abseits stellte, solche einfache Sätze wie: Gut ist Böse, All ist so viel wie Nichts oder gar: Ist das Leere nicht voll, voll von sich selbst? vor sich hin sprechend, den Satz hinziehend, ausziehend, wie die Köchin einen Teig auszieht, in die Länge und Breite zieht, und diesen Sätzen nachdachte, dabei oder darüber die Augen schließend.

Für uns Menschen, die sehen, ist nichts so entscheidend, bis zur Erregung, wie dies: das Abbrechen und das Angehen einer Sache von neuem, das Anheben. Daraus entsteht dann, gewissermaßen dazwischen entsteht für uns, die, wie ich wiederholen muß, Sehende sind, die Idee oder was wir so bezeichnen, die Idee statt des Nichts, oder hängen wir mit der Idee an der Gottheit, haben wir Bilder auch von ihr, der Gottheit, hat alles Ding ein Ende und ist geschlossen, haben unsere Thürme, die wir seit je gebaut haben, eine Spitze, ohne daß diese den Himmel damit berühren sollte. Es ist so viel im Leben gerade daran gelegen, daß wir etwas nicht anfassen, anrühren, sondern sein lassen, wie es ist. Das ganz Eigene an den Thurmbauern von Babel aber ist oder war, daß sie keine Ideen besaßen, auch solche, sagen wir: in ihren Lehrbüchern, nicht zuließen, sie durchaus leugneten, statt Ideen aber leere Stellen hatten, einzeichneten, Zwischenräume des Strebens, des Eifers, in welche sie dann, um uns bildlich auszudrücken, ihre Ziegel hinein-

legten, einen über oder neben den andern, um den Bau zu vollenden bis zur Spitze. Und daraus mußte sich in ihnen, in ihren Köpfen, jene ungeheure Vorstellung bilden, jenes einzige Staunen – ich zögere es auszusprechen, so ungeheuer und einzig erscheint es mir: das Erstaunen darüber, daß ein Baum, irgendeiner, Eiche, Fichte, aber auch eine kleine Pflanze am Boden kriechend, kurz etwas, von dem wir behaupten, daß es wüchse, nicht erst ganz am Ende, an seiner Spitze, das ist, was es ist; Eiche, Fichte, Rose, sondern daß sie es alle schon dazwischen sind, vom Anfang an, ja vor dem Anfang, eben als Idee, daß sie alle nicht offen, oben nicht offenblieben, wie ein Dach offenbleibt, so daß es hineinregnet, sooft es statt des Sonnenscheines Regen gibt. Sie wollten, besagt das alles, nicht messen, wie Menschen, die Sehenden, messen, sondern alle Dinge dem Maß, womit gemessen wird, gleichsetzen. Das wollten sie in der That, nichts anderes wollten sie mit der gleichen Heillichkeit. Ein Meter, ein Klafter, eine Elle aus Holz oder Stahl, das alles ist doch auch erst ganz am Ende, in der letzten Kerbe, wo eine Zahl, die letzte, eingesetzt wird, das, was es ist: Meter, Klafter, Elle, und so soll es auch mit dem, was wächst, sein, mit den Bäumen, Sträuchern, mit den Thieren, gewiß auch mit diesen. Ihrer selbst gedachten sie dabei nicht, da sie in ihrem Eifer, mit der Thurmspitze endlich oben an den Himmel zu stoßen und Gott womöglich ins Fenster zu blicken, kein Bild von sich hatten und ohne Spiegel, welcher Art immer, vor sich hinstrebend, hineifernd, ihr Leben lebten.

Um aber die Sprache jener zu reden, die ein Bild von sich selber in sich tragen, messen und zugleich sehen: alles Gewächs unten in dem Land, aus dem der Thurm emporragen sollte, schoß ins Kraut, desgleichen vermehrten sich die Thiere, die ihre Vorfahren aus der Arche des Patriarchen gerettet hatten, vermehrten sich unsinnig und so schnell, daß sie, die dem Menschen dienen sollten, um ihrer großen, stets wachsenden Zahl willen einander tödteten, so daß die Gefahr bestanden hat, daß die Thurmbauer alle eines Tages vor Hunger sterben würden, noch bevor sie ihr Ziel erreicht hätten. Einer aber unter ihnen, der am Bau des Thurmes nicht theilnehmen wollte, abseits stand, vor sich hin sehend ins nichts, den sie darum den Tiefsinnigen nannten, redete zu ihnen des Inhalts, daß seiner Erwägung nach, die er in Worte fassen müsse, Menschen, fremde, die ihnen von ferne zusähen, meinen mußten, wir seien auf der Flucht vor etwas, was unten geschähe, in der Flucht vor Wirrnis, Wahnsinn, Mord, Todtschlag und welchem Bösen immer, ja daß, je heftiger der Eifer in uns wäre, zu Gott zu gelangen, an ihn anzustoßen, um so eiliger die Flucht vor uns selber und der Wirrnis und Unordnung unten würde, so daß es bald unten den Menschen so heißen müßte, wir wollten zu Gott hinauf, weil wir vor uns selber flöhen, was keineswegs dem Willen Gottes, wie er ihn sich vorstelle, entsprechen könne.

Die Thurmbauer aber liebten diese Rede dessen, den sie den Tiefsinnigen nannten, auf keine Weise, nahmen ihn, ohne daß erst ein Rechtsspruch vorher erfolgt wäre, in ihre Mitte und steinigten ihn mit ihren Ziegeln so lange, bis er todt hinfiel und seine Rede sie nicht mehr in ihrem Werke zu stören vermöchte. Was alles geschah, bevor Gott selber eingriff und sie auf seine Weise, wie die Überlieferung sie uns meldet, daran hinderte, in ihrem unsinnigen, sinnlosen Unterfangen fortzufahren.

Rede über den Wert der Dauer

Lassen Sie mich nach alter Rednersitte mit einer Geschichte beginnen. Sie steht in dem platonischen Dialoge Theaitetos. Dort erzählt Sokrates, wie der Philosoph Thales auf den Rand eines Brunnens steigt, um den Sternenhimmel zu betrachten. Dabei verliert er das Gleichgewicht und fällt in den Brunnen. Dies sieht ein thrakisches Mädchen und lacht herzlich über den Philosophen, der erfahren möchte, was am Himmel vor sich geht, und nicht sieht, was auf der Erde vor seinen Füßen liegt. Wer es heute unternimmt, von Dauer oder gar vom Wert der Dauer zu reden, der gleicht nicht unbedenklich einem Thales auf dem Brunnenrand. Denn wenn sein Blick die Sterne sucht als Symbole der ewigen Dauer im Wandel, kann er auch gar leicht aus dem Gleichgewicht kommen und in einen Brunnen fallen. Und es möge ihm dann nichts Ärgeres zustoßen, als daß ein Mädchen über ihn lacht.

Wir befinden uns in der Tat für die Wertschätzung der Dauer in einer recht prekären Lage. Ja, wir scheinen überhaupt gar nicht mehr autorisiert, über Dauer zu urteilen und über Dauer zu diskutieren. Denn die Geschehnisse und Erfahrungen der Zeit haben den Begriff der Dauer völlig entwertet. Unser Lebensgefühl wird bestimmt von der Ungewißheit und Unsicherheit der Zeitumstände, es geht ganz auf im Provisorischen und Improvisierten, in einem Von-einem-Tag-zum-andern-Denken und -Leben. Der einzelne Mensch hat nur noch die entsetzliche und fragwürdige Kürze der eigenen Lebensdauer zum Maßstabe, ihm gilt nur noch das unmittelbar Gegenwärtige und Aktuelle, in ihm selbst ist die Kontinuität abgebrochen. Eine zeitgenössische Philosophie will ihm einreden, daß das Wesen seines Lebensgefühls die Angst sei, die Angst des Ausgesetztseins und Geworfenseins in eine Welt der Stürze und Untergänge. In einem solchen Lebensgefühl hat natürlich die Dauer keinen Platz mehr. Denn dieser Platz wird nur in den höheren Werten des Lebens angetroffen, welche Dauer durch ihr Werden erzeugen und welche Dauer durch ihr Sein mit sich führen.

Diese höheren Lebenswerte, welche Dauer im Wechsel verheißen, hat Goethe in einem geselligen Liede besungen:

Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Der Gehalt in deinem Busen, die Form in deinem Geist, das sind anmutige und artige Formulierungen, wie sie einem geselligen Liede wohl anstehen, für sehr ernste und gewichtige Aussagen. Denn sie umschreiben die Elemente, welche das begründen, was wir uns im Deutschen gewöhnt haben, mit dem suspekt gewordenen Worte Kultur zu bezeichnen.

Zweifellos ist aber der Begriff der Kultur ein konstitutiver und höchster Wert im Lebensgefühl unserer Vergangenheit gewesen. Er hat nicht immer denselben Namen geführt, er hat nicht immer dieselbe Tendenz gehabt, er hat manchen Sinnwandel durchlaufen, aber er galt vielen Jahrhunderten als ein

unerschütterliches Kontinuum, dessen Dauer sich fast wie ein Dogma ins Bewußtsein gesetzt hatte.

Die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird noch durch die Goethesche Kulturvorstellung bestimmt, welche die „Bildung“ zum universalen Ordnungsprinzip des Lebens macht. Das Wort „bilden“ bedeutete damals in dem umfassenden Sinne der Zeit ein allseitiges Tätigsein, ein Wachsen und Wirken, ein Streben und Bemühen. Bilden ist die Tatform zu Goethes zentraler Idee der Entelechie, und die harmonische Entfaltung und Auswirkung aller Kräfte galt als des Lebens höchster Wert.

Die zweite Jahrhunderthälfte hingegen orientierte sich an dem Kulturbegriffe Jacob Burckhardts. Burckhardt entwickelte seinen Kulturbegriff am Ästhetischen einer der vitalsten Epochen der Geschichte, der Renaissance. Durch den Primat des Ästhetischen gewinnt dieser Kulturbegriff etwas Erfülltes, Abgeschlossenes, Ans-Ziel-Gekommenes. Dies Endgefühl gibt ihm die herbstliche Farbe. Schon kurz vor der Jahrhundertmitte schreibt Burckhardt seinem Freunde Schauenburg, er werde vor Einbruch der allgemeinen Barbarei noch ein rechtes Auge aristokratischer Bildungsschwärmerei zu sich nehmen. Das war zu einer Zeit, die uns noch wie eine Zeit der Stabilität, der Sicherheit, der Freiheit erscheint.

Selbstverständlich vollzog sich die Abfolge dieser beiden Kulturbegriffe nicht in einer glatten Ablösung. Sondern in einer ineinandergreifenden Entwicklung rückte der ästhetische Kulturbegriff immer weiter in die Räume ein, welche der Bildungsbegriff durch seine Verstofflichung und Professionalisierung frei machte. Bis zum Beginn des ersten Weltkrieges etwa bestimmte die ästhetische Verhaltung zur Welt die höheren Werte des Lebens, ja war sie zur höheren Manier des Lebens schlechthin geworden.

Dieser Prozeß der Ablösung steht unter dem Zeichen und dem Zwange der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Jahrhunderts. Nicht daß man einfach die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände den gleichzeitigen kulturellen Phänomenen unterschieben könnte oder diese aus jenen herleiten, aber es ist kein Zweifel, daß die Dauer einer Kultur abhängig bleibt von der Stabilität der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen.

Darum nannte Goethe die französische Revolution das schrecklichste aller Ereignisse, weil es „ruhige Bildung zurückdrängen“ würde. Der Goethesche Kulturbegriff der Bildung nämlich hatte eine ständische Gesellschaft zur Voraussetzung. Sie ist die hingenommene Gegebenheit in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Aber über dieser ständischen Gesellschaft erhebt sich eine lenkende Elite, welche jene nach einem höheren Prinzip zu leiten sucht, nach dem Prinzip der Bildung. So nimmt die Gesellschaft unbewußt an einem Vorgange teil, welcher sie zum Unterbau einer Bildungsgesellschaft macht. In diesem Sinne wird Wilhelm Meister von der ihn insgeheim lenkenden Weisheit des Jarno und des Abbés, des Marchese und des Lothario erzogen.

Diese repräsentierende Elite hatte also über eine gegliederte Gesellschaft die Möglichkeit der Wirkung, der Erziehung und der Auslese.

Diese Möglichkeiten hatte der ästhetische Kulturbegriff nicht mehr. Er sah sich schon einer fluktuierenden, strukturlos werdenden Gesellschaft gegenüber, ohne einheitlichen oder gestuften Resonanzraum. Er verfügte daher nicht

mehr über die Funktionsmittel, die Werte der Kultur auch bei denen zur Anerkennung zu bringen, welche nicht das Organ besitzen, diese selbst zu erkennen. Der ästhetische Kulturbegriff fand daher in der Entdeckung und Entwicklung des Individuums sein Ende.

Nun hat die deutsche Kultur in den letzten Jahrhunderten die Rückbeziehung auf eine einheitlich gegliederte Gesellschaft nie recht erfahren. Es fehlt ihr daher an Sinn für die Gesellschaftlichkeit des Lebens, welchen etwa die französische Kultur in so hohem Maße besitzt. Noch zur Zeit der Bildungs-idee schreibt Goethe: „Wir sind lauter Partikuliers, an Übereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinung seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen.“

Zu dieser allgemeinen Durchbildung, das heißt zu einem allgemeinen und einheitlichen kulturellen Zustande, ist es in Deutschland überhaupt nicht mehr gekommen. Dazu wäre eine Zeit der ruhigen und langsamen Selbstbildung nötig gewesen. Aber die Zeit zwang Deutschland eine ganz andere dringliche und aktuelle Problematik auf. Sie riß es in die politische Arena der Welt, in die Entwicklung des Industriekapitalismus und die Kämpfe um politische Einigung und politische Volksrechte. Mit diesen beiden mächtigen Bewegungen stiegen aus traditionslosen Tiefen neue junge Kräfte herauf, welche das alte Bildungsreich wie eine terra incognita, wie einen unbekannten Erdteil betraten. Die schmale Deckschicht der Gesellschaft, welche jene Bildung trug und tradierte, war eine verschwindende Minderheit gegenüber dem Volksganzen. Die alten tragenden Stände konnten diese neue Menge nicht führen, geschweige denn sie bildungsmäßig sich nachheben. Sie wurden durch ein neues bürgerliches Unternehmertum aufgezehrt, wie es ein heute vergessener Zeitroman von Karl Immermann „Die Epigonen“ klassisch geschildert hat.

Dieser Vorgang, nach Goethes Tode in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnend, leitet den Bruch in der Dauer, in der Kontinuität des deutschen geistesgeschichtlichen Geschehens ein. Mit diesem Vorgange beginnt der Zerfall des unvollendeten Werkes des deutschen Humanismus, dieses einzigen Phänomens aus Schöpfung und Forschung, aus Dichtung und Wissenschaft. Mit diesem Vorgang beginnt das Kontinuitätslose der deutschen Geistesgeschichte, das Immer-wieder-von-vorne-Anfangen, mit ihm schwindet das kaum errungene Gefühl für ein Sprachgewissen, das von keiner durchgebildeten Gesellschaft mehr verwaltet wird und das erst George und Hoffmannsthal wieder heraufgehoben und zur Verfügung der Poesie gestellt haben.

Die Geschichte läßt sich von den Forderungen des Geistes oder von den Bedürfnissen der Kultur keine Termine setzen, ihre Mächte fragen nicht, ob sie dem Stande und der Stunde der höheren Werte eines Volkes genehm kommen. Die politische Geschichte hat dem deutschen Volke nicht die Zeit zu einer Selbstbildung gewährt. Sie braucht offenbar solche ironischen Genugtuungen für ihre Gunst.

Jener unheilvolle Bruch, der Zwiespalt zwischen den Forderungen der inneren Bildung und dem Zwang und dem Tempo der äußeren Entwicklung, wurde ein Menschenalter später durch den Glanz der diplomatischen und militärischen Erfolge überdeckt, welche die politische Einheit schufen. Auch

Menschen, welche um den Zwiespalt wußten, glaubten, daß durch die Gründung des Reiches der Bruch geheilt sei oder doch geheilt werden würde. Die Allgemeinheit hingegen hielt sich mit dem militärischen Siege und dem wirtschaftlichen Besitze auch des Sieges und des Besitzes einer höheren Kultur für versichert. Aber mit dieser landläufigen Täuschung und selbstgefälligen Illusion setzte in Deutschland auch zugleich eine höchst bedeutende und tief-sinnige Kulturkritik ein. Sie erhob sich zunächst mit Nietzsche in einzelnen und einsamen Stimmen, griff dann auf kleinere Kreise über, um nach dem ersten Weltkriege in die Breite und Tiefe zu wachsen und zu wirken. Für die Erkenntnis einer Kulturkrise stand Deutschland durch die Geschichte die längste Erfahrung zur Verfügung. Die deutsche Kulturkritik erkannte daher frühzeitig diese Krise als eine Krise der europäischen Kultur überhaupt, in die die anderen Länder in anderen Formen und Zeitmaßen später und langsamer eintreten würden.

Diese Prognose hat sich inzwischen erfüllt. Und so kommt es, daß die kulturelle Bewußtseinslage in anderen Ländern uns vielfach wie eine posterité contemporaine, eine zeitgenössische Nachwelt, anmutet. Ihr kulturkritisches Schrifttum erörtert Probleme, selbstverständlich immer abgewandelt nach den besonderen geschichtlichen und regionalen Bedingtheiten, welche uns schon seit Jahrzehnten beschäftigt haben. Und es gehört wohl das heutige deutsche Minderwertigkeitsgefühl oder eine recht erkleckliche Unkenntnis der eigenen Literatur dazu, um in jener Kulturkritik etwas grundsätzlich Neues und Überraschendes zu erblicken.

Wie in den Anfängen der Krise vor hundert Jahren in Deutschland wendet sich das besorgte Interesse zunächst dem Zustande der Gesellschaft zu, welche bisher die Dauer einer Kultur zu verbürgen schien.

Hierfür ist das Beispiel Englands am deutlichsten und aufschlußreichsten, weil der englische Kulturbegriff ein betont soziologischer Begriff ist. Er faßt die Kultur als die Lebensform einer Gesellschaft auf. Der Zerfall der gesellschaftlichen Struktur bedeutet daher immer zugleich den Zerfall der Kultur. Die Gliederungen und Stufungen der englischen Gesellschaft richten sich oder richteten sich jedenfalls an den Konventionen einer society aus, deren Funktion durch die traditionelle Trennung von staatlichen und gesellschaftlichen Befugnissen den Fortbestand einer freien und unabhängigen Kultur zu garantieren schien.

Man muß diese Zusammenhänge gegenwärtig haben, um die kulturpolitischen Tendenzen und Anschauungen eines ersten englischen Dichters wie Eliot zu begreifen, welche zwar ganz auf englische Verhältnisse bezogen sind, aber durch den Primat des Soziologischen zu einer grundsätzlichen Betrachtung über die heutigen soziologischen Voraussetzungen einer Kultur herausfordern. Ich will daher einen Augenblick bei den Anschauungen Eliots verweilen. Eliot geht von der These aus, daß jede Kultur die Existenz einer gegliederten Gesellschaft voraussetzt. Diese These war einst ein Instinkt, wie wir schon bei Wilhelm Meister gesehen haben. Sie ist heute durch die deutsche politische Romantik eine Wissenschaft geworden. Die politische Romantik begründete die These aus dem Sterben einer ständischen Gesellschaft, Eliot begründet sie aus der Auflösung einer Klassengesellschaft. Eliot will die bedrohte Kultur durch die Erhaltung der bestehenden Klassengesellschaft er-

streben, indem er die kulturelle Elite der herrschenden Klasse anschließt. Es interessiert uns hier nicht die Frage, ob der englischen Kultur auf den Krücken einer in Abbau befindlichen Gesellschaftsordnung über eine Krise weitergeholfen werden kann, sondern uns interessiert nur die grundsätzliche Frage, in welcher Beziehung eine Klasse noch zu einem Prinzip der Dauer steht.

Um dies zu klären, müssen wir auf die soziologische Form zurückgehen, aus der die Klasse sich abgelöst hat: auf den Stand.

Die Idee des Standes ist die gewissermaßen platonische Idee jeder Sozialstruktur, welche Dauer mit sich führt, denn sie ist gemeint als eine nach der Ungleichheit der geistigen und moralischen Anlagen des Menschen gestufte Ordnung, in der ein jeder Stand seine Selbständigkeit und seine Würde hat, seinen Rang und seinen Platz in der Reihenfolge in Analogie zu der in aller lebendigen Natur waltenden Aristokratie. Ein konstruktives Ordnungsdenken hat daher immer wieder versucht, dieser Idee der Dauer durch den Stand eine Form zu finden. So erscheint sie bei Platon in der Dreigliederung seiner Staatsutopie, bei Pascal in den drei Stufen der Unwissenheit (*le peuple, le monde, les savants*) und bei George im „Stern des Bundes“ in den drei Graden des Wissens.

Die alten ständischen Ordnungen wie die altchinesische, die griechische, die mittelalterliche wollten Annäherungen des Empirischen an die Idee des Standes sein und waren dies natürlich nur höchst unvollkommen. Nur in einem romantisierten Mittelalter bestand eine gesellschaftliche Ordnung, welche sich allen Menschen, vom Papst und Kaiser bis zum letzten Handwerker und Bauern, ohne Anstrengung und Opfer auferlegte. In Wirklichkeit war auch die mittelalterliche Ständeordnung wesentlich durch besitz- und geburtsständische Prinzipien mitbestimmt.

Immerhin enthielten die ständischen Sozialstrukturen eine potentielle Beziehung zur Idee des Standes und damit zur Dauer, während die aus dem Ökonomischen abgeleitete Klasse die Beziehung nicht mehr aus sich selbst besitzt.

Es hat daher von der politischen Romantik bis zu dem päpstlichen Rundschreiben *Quadragesimo anno* nicht an bedeutenden und scharfsinnigen Theorien gefehlt, die Klassen in modernisierte Berufsstände umzuformen, um ihnen jene Beziehung und damit jenes Gefühl für den Wert der Dauer wiederzugeben, ohne welchen eine menschliche Kultur nicht existieren kann.

In ihren Motiven freilich waren diese Einsichten und Bestrebungen sehr verschieden. Aber sie stimmten darin überein, daß sie meist im Theoretischen blieben und scheiterten oder rasch korrumpierten, wo sie sich in die Realität umsetzen wollten.

Es gibt eben kein Zurück innerhalb geschichtlicher Abläufe, kein Zurück in Formen, welche endgültig in die Geschichte eingegangen sind.

Die soziale Entwicklung hat sich unaufhaltsam einer klassenlosen Gesellschaft zu bewegt, also einer Gesellschaft ohne konstruktive Formen und Stufen. Und zwar in zwei entgegengesetzten Richtungen. Die eine nähert sich einem klassenlosen Zustande, in dem materieller Erfolg und Profit eine fluktuierende Schichtung vornehmen. In ihm kann eine kulturelle Elite nur als eine freischwebende Intelligenz von starker sozialer Labilität vorgestellt werden. Die Kultur ist hier auf die einsame und begrenzte Kraft des berufenen

Individuums angewiesen und befindet sich daher in der steten Gefahr einer progressiven Isolierung.

In der entgegengesetzten Form der klassenlosen Gesellschaft, dem nivelierten Kollektiv, wird die Kultur von einer Funktionärselite nach zwangsläufigem Programm vorgeschrieben und geregelt. Damit ist die geistige Freiheit in einer einzigen imperativen Macht zusammengestorben. Und es hat das sein Ende gefunden, was der abendländische Mensch seit dem griechischen Phänomen als Kultur bezeichnet hat: eine frei aus seinem Sein hervorgehende höhere Art des Lebens.

Um die Verlegenheit zwischen den beiden klassenlosen Extremen zu exemplifizieren, kehre ich noch einmal kurz zu Eliot zurück. Denn er empfindet offenbar doch, daß seine Klassengesellschaft kein ganz ausreichender Garant für die Dauer und Tradition einer Kultur ist, und er substituiert ihr daher noch eine andere Idee. Zwar nicht direkt die Idee des Standes, sondern die Idee einer christlichen Gesellschaft, d. h. eines institutionell gewordenen Christentums, also einer Kirche, welche als eine *societas inaequalis*, eine inegalitäre Gesellschaft, wieder die Idee des Standes in sich enthält. Diesen Weg sind vor mehr als einem Jahrhundert schon die kulturpolitischen Theoretiker der deutschen Romantik wie Adam Müller, Friedrich Schlegel, Franz Baader vergebens gegangen, welche versucht haben, die Kirche als Garanten der Dauer in ihren Kulturbegriff einzubauen.

Die christlichen Garantien der Dauer betreffen nämlich gar keine Kulturwerte, sondern eschatologische Werte. Zwischen christlichem Charisma und kultureller Berufung besteht eine unaufgelöste Paradoxie. Das Verhältnis von Christentum und Kultur ist seit der Säkularisation der Kultur komplex und vieldeutig; und beider Anliegen sind keineswegs identisch. Wenn wir auch einst unsere Kultur aus geistlichen Händen empfangen haben, so darf man doch heute von der Kirche nicht verlangen, daß sie die Dauer säkularisierter Werte garantiert, während sie die Dauer einer ganz anderen Wertordnung vertritt oder doch vertreten sollte.

Wir haben bisher von den soziologischen Voraussetzungen einer Kultur gesprochen und gefunden, daß die gegenwärtigen Rest- und Übergangsformen der Gesellschaft als Garanten für die Dauer der Kulturwerte illusorisch geworden sind.

Wir stehen also nun vor der Frage: wie können Kulturwerte überleben, wenn ihnen die soziologische Unterbauung fehlt, wenn ihnen eine Gesellschaft fehlt, welche die Werte trägt und weitergibt? Jede Kultur ist an eine Sozialstruktur gebunden. Aber eine Sozialstruktur stellt ja nicht selbst einen Kulturwert dar. Sondern erst durch die Werte, welche sie vertritt, erhält sie die Möglichkeit und das Recht auf eine Existenz von Wert. Wir haben uns bisher bei der Vertretung aufgehalten, wir gehen jetzt zur Direktion. Wir wenden uns nun an die Werte selbst. Damit verlasse ich den äußeren Kreis unserer Betrachtung und schließe ihr einen inneren an.

Es geht uns um die Werterkenntnis der Dauer in bezug auf die Kultur. Um den Wert der Dauer zu erkennen, ist es natürlich nötig, daß man Werte überhaupt erkennt, daß man ihre Rangordnung erkennt, daß man Werte der Dauer und Werte des Augenblicks unterscheiden kann. Das Reich der Werte freilich besteht an sich und aus sich und ist unabhängig davon, ob der Mensch ein

Bewußtsein der Werte hat oder nicht. Die Einsicht in die Welt der Werte nämlich lehrt uns, daß seit über hundert Jahren in unserer Denkweise und in unserem Weltverhältnis eine Wertverschiebung, ja eine Umwertung sich vollzogen hat.

Lassen Sie mich das Ergebnis dieser Umwertung als Schlagzeile voranstellen, um damit den Leitfaden zu ziehen, an dem wir dem Wandel der Werte folgen können. Es besteht darin: die Werte des Nutzens über die Werte des Lebens zu stellen, d. h. das Nützliche und Zweckhafte über das Nutzfreie und Zweckfreie.

Wer die Nutzwerte über die Lebenswerte stellt, der verliert den Sinn für die Behandlung des Lebens und des Menschen als Selbstwert. Der Mensch ist dann kein Wert mehr an sich, sondern er soll sich seinen Wert erst verdienen. Er soll seinen Wert durch den Nutzen erweisen, den seine Existenz, seine Arbeit für irgendeine Allgemeinheit, für irgendein Kollektiv abwirft. Mit einer solchen Wertung wird der Mensch reifgemacht für die Indienstnahme durch totalitäre Mächte.

Wenn der Mensch nur nach seinem Nutzwerte geschätzt wird, so wird er zu einem unpersönlichen Sachwert. Das Verhältnis von Mensch zu Mensch wird zu einer Funktion entpersönlicht und enthumanisiert.

Vor der Dauer aber stellt der Mensch einen Selbstwert dar, den er nicht erst durch seine Nützlichkeit, durch seine nützliche Arbeit zu erwerben braucht. Der Träger höherer Werte braucht sich nicht an einer Leistung auszuweisen, sondern er ist durch sein bloßes Da-Sein, durch sein bloßes So-Sein legitimiert und ausgezeichnet. Darum spricht zu ihm der Dichter: „Schon weil du bist, sei dir mit Dank genaht.“

Am stärksten hat das Denken in Nutzwerten unser Verhältnis zur Natur verändert. Es ist daraus die Ehrfurcht vor dem Lebendigen geschwunden. Wir sehen in der Natur nicht mehr eine Schöpfung, theologisch gesprochen nicht mehr die vom Pneuma durchwaltete Schöpfung Gottes, sondern ein rationales Feld zweckhafter menschlicher Betätigung. Die Erforschung der Natur wird nicht zuerst um der Erkenntnis, sondern um der praktisch-technischen Ausnutzung willen geschätzt und gefördert. Das Technisch-Nützliche ist daher von einem Mittel zur Erleichterung des pragmatischen Lebens zu einem Selbstzweck und zu einem Beherrscher des Lebens geworden. Das Technisch-Nützliche ist zu dem großen Täuschungsphänomen des Fortschritts geworden. Aber der technische Fortschritt vollzieht sich in einer völlig anderen Ebene als der geistige und moralische Fortschritt.

Sie bemerken, daß ich unversehens und ein wenig leichtfertig in das heikelste und heißeste Problem unserer Zeit geraten bin, in die Technokratie der Gegenwart. Wir können uns darauf in dem Rahmen unseres Themas nicht näher einlassen. Aber Sie wissen ja alle, was es damit auf sich hat. Die Natur läßt sich eben eine solche Verhaltung des Menschen nicht gefallen. Sie rächt sich und spottet der geschickten und gescheiten Menschenhände. Sie hat von den Methoden der Menschen gelernt und benimmt sich nun sehr fortschrittlich. Sie betreibt gewissermaßen eine marxistische Expropriation der Expropriateure. Seitdem spricht man bestürzt von der Dämonie der Technik.

Der moderne Mensch befindet sich in der Tat in der Lage des Goetheschen Zauberlehrlings, der das Stichwort vergessen hat, auf das hin die Technik

wieder der Besen in der Ecke wird. Und da der Mensch nicht mehr an den alten Meister glaubt, der allein die Geister zu seinem Zwecke rufen kann, so laufen die Wasser eben weiter: „Und naß und nässer wird's im Saal und auf den Stufen.“

Ich übergehe also die bekannten Folgen der technologischen Entwicklung, die Funktionalisierung des Menschen, die Mechanisierung seines Lebensstils, seine Beschränkung auf die Ausfüllung einer Lücke in einem automatischen Erzeugungsprozesse usf. Dabei kann niemand aus der Zwangsläufigkeit dieser Entwicklung ausbrechen, jeder wird in sie hineingezwungen und muß an ihr teilnehmen. Weder die Ablehnung des Ästheten noch der Optimismus des Ingenieurs können uns aus dem Dilemma des technischen Fortschritts erlösen.

Das könnte nur die Wandlung des ganzen Wesens des heutigen Menschen tun. Nur wenn dem Menschen das Denken wieder um des Denkens willen, das Forschen um des Forschens, das Wissen um des Wissens willen zum höchsten Wert würde. Nur wenn der Mensch wieder als Wirklichkeit erleben könnte, nicht nur als Metapher zitieren, daß das, was Dauer hat, daß das, was bleibt, die Dichter stiften. Anders ausgedrückt, wenn die höheren Werte des Lebens, um deretwillen das Leben doch überhaupt sich nur lohnt, wieder ihren obersten Rang im menschlichen Haushalte einnehmen würden.

Und damit komme ich noch zu dem Phänomen, welches die erschreckendste Folge der Überordnung der Nutzwerte über die Lebenswerte, der Werte des Augenblicks über die Werte der Dauer ist: zu dem totalen Arbeitscharakter, dem die heutige Welt immer weiter verfällt. Denn niemand wird im Ernste annehmen, daß der totale Arbeitscharakter auf die totalitären Systeme sich beschränke und mit ihnen dahinführe. Vielmehr glaube ich, daß er ein Weltphänomen ist, welches etwas völlig Neues und Unerhörtes in der menschlichen Geschichte darstellt.

Ein totales Arbeitsdenken, welches das Leben und den Menschen nur als Nutzwert kennt, löst das Persönliche, das Freie, das Eigene vom Menschenbilde ab und verbindet dafür einen abstrahierten Menschen mit irgendeiner weltanschaulichen Ideologie. Dadurch wird der Mensch in den Funktionär verwandelt, d. h. in einen Menschen, der restlos aufgeht in der Funktion, der restlos sich einfügt in Organisation und Planung, ja, der bereit ist, sich in der Funktion zu opfern.

In der Realisation dieser totalen Arbeitswelt bleibt nun kein freier Bereich mehr für die Individualität, kein freier Bezirk mehr für die Persönlichkeit, keine freie Sphäre mehr für das Private, keine freie Stätte und Stille mehr zu einem Für-sich-Sein und Für-sich-Denken.

Denn das ist das Bestürzende an diesem Phänomen, daß sein Arbeitscharakter übergreift in die Zeiten und die Räume, welche früher jenseits des Wozu und Wofür der notwendigen Berufsarbeit dem einzelnen Menschen zu einem höherwertigen Dasein anheimgegeben waren.

Aristoteles sagt einmal in seiner Eudämonie: „Wir treiben Geschäfte, auf daß wir Muße haben.“ Aber der moderne Arbeits- und Nützlichkeitsmensch sagt: Ich muß Muße haben, auf daß ich Geschäfte treiben kann. D. h. er sagt nicht Muße, das klingt ihm zu sehr nach Müßiggang. Muße als Müßiggang anzusehen, ist das typische Kennzeichen für den totalen Arbeitscharakter einer Epoche. Sie weiß nicht mehr, daß unser Wort Schule von dem griechischen

Worte *σχολή* kommt, das zunächst Muße heißt. Er sagt Freizeit. Sein Arbeitsdenken muß auch die Freizeit bearbeiten, organisieren, gestalten. Schon vor dem Oxymoron Freizeitgestaltung müßte doch jede redliche Sprache erschrecken.

Freizeit wird also geliefert, wird kommerzialisiert, wird durch eine riesige Organisation und Apparatur autoritativ geleitet. Der Mensch wird für die Freizeit nicht eigentlich aus seiner Funktion entlassen, sondern seine Funktion wird nur in die entgegengesetzte Richtung geschaltet. Von allen Seiten her wird der freizeitliche Mensch sofort beim Schopfe genommen, von sich selbst weggezogen und taubgeschwätzt, seine freie Selbsttätigkeit, seine freie Einbildungskraft in der passiven Teilnahme an irgendwelchen Massenarrangements ausgeschaltet und ausgelöscht. Er bleibt in Funktion. Er findet daher weder zu sich selbst noch zu einer echten Kommunikation von Mensch zu Mensch. Er kommt nicht zu sich, zu einem Für-sich-Sein, zu einem Für-sich-Denken, zu einem In-sich-Ruhen.

Muße und Kontemplation sind aber die Grundvoraussetzungen einer jeden Kultur, einer jeden höheren Art des Daseins überhaupt. So spricht schon der Gott der Psalmisten: „Vacate et videte quoniam ego sum Deus.“ Habet Muße und schauet, da ich ja Gott bin.

Hier ließe sich nun eine schöne weitere Betrachtung anschließen, aber ich muß sie liegenlassen. Sie würde uns zu weit abführen. Wir müssen zu unserer Grundfrage zurückkehren, welche wir nun so erweitern dürfen: Wie können Kulturwerte überdauern, wenn sie erstens nicht mehr von einer führenden Schicht getragen und weitergegeben werden, zweitens wenn sie aus Lebenswerten zu Nutzwerten geworden sind?

Wir müssen darauf nunmehr antworten, daß nur noch den einzelnen übrigbleibt und überantwortet ist, das Bleibende und Fortwirkende von Kulturwerten zu bewahren und neu zu bewähren und einer ungewissen Zukunft als Ferment zu übergeben. Da heute niemand aus der totalen Arbeitswelt und ihrem Werktag auswandern kann, werden nur die einzelnen den inopportunen und intransigenten Geist aufbringen, sich innerlich der breiten Tagesordnung entgegenzusetzen, der sie äußerlich ständig ausgesetzt sind.

Vielleicht sind diese einzelnen nicht so wenige, wie wir denken. Vielleicht bilden diese einzelnen eine stille, fast gedrückte Kirche, welche die Weistümer der abendländischen Überlieferung hütet und tradiert.

Doch indem ich dies ausspreche, gleiche ich schon bedenklich dem Thales auf dem Brunnenrand, der in die Sterne schaut. So will ich denn lieber den Ring unserer Betrachtung nicht wieder mit der Thales-Geschichte schließen, sondern mit einer anderen sinnbildlichen Geschichte.

Es ist die Geschichte eines entschlossenen und gewiegten Fechters in einem offenbar ausgeweglosen Kampfe. Sie steht am Ende des immer wieder erstaunlichen und schier unerschöpflichen Aufsatzes von Heinrich von Kleist: „Über das Marionettentheater“. Dort schildert ein Fechter seinen Waffengang mit einem Bären:

„Nicht bloß, daß der Bär, wie der erste Fechter der Welt, alle meine Stöße parierte; auf Finten (was ihm kein Fechter der Welt nachmacht) ging er gar nicht einmal ein: Aug' in Auge, als ob er meine Seele darin lesen könnte, stand er, die Tatze schlagfertig erhoben, und wenn meine Stöße nicht ernsthaft gemeint waren, so rührte er sich nicht.“

Soll die Dichtung das Leben bessern?

Wir veröffentlichen hiermit zum erstenmal im Druck die Reden, die Gottfried Benn und Reinhold Schneider im Rahmen der „öffentlichen Diskussionen“ des Kölner Funkhauses im November vorigen Jahres zu dem von der Diskussionsleitung gestellten Thema „Soll die Dichtung das Leben bessern?“ gehalten haben.

GOTTFRIED BENN:

Das für den heutigen Abend gestellte Thema ist von beiden Referenten hierzu, von Herrn Dr. Reinhold Schneider und mir, in ihren Büchern wiederholt erörtert worden. Sie brauchen von Herrn Dr. Schneider nur einige Seiten gelesen zu haben, ebenso von mir, und Sie wissen ungefähr, was wir darüber denken. Ich will also meinerseits nicht mit Wiederholungen beginnen, sondern eine andere Methode anwenden, um dem Thema nahezukommen.

Ich will die Methode anwenden, daß ich zunächst das Thema genau betrachte und mir vor Augen führe – Wort für Wort. Soll, das ist nicht anders auszulegen, als daß man hier eine Bestimmung für oder über die Dichtung treffen will, die verbindlich ist. In den Zehn Geboten kommt dies Soll in jeder These des Dekalogs vor, entweder Soll oder Du sollst nicht. Es ist ein hartes Wort, dies Soll aus Kapitel 20 von Mos. 2. – Und alles Volk sah den Donner und Blitz, lesen wir, und den Ton der Posaune und den Berg rauchen. Da sie aber solches sahen, flohen sie und traten von ferne. Nun, wir wollen nicht von ferne treten, aber etwas apodiktisch steht es vor uns, dies Soll, und es führt uns sofort zu der weiteren Frage: Wer fragt eigentlich, wer stellt die Forderung, über die Dichtung eine Erklärung zu erwarten. – Ist es ein Nationalökonom, ein Pädagoge, ein Geistlicher, ein Staatsanwalt; oder soll es die vox populi sein, der consensus omnium oder das demokratische Ideal, demzufolge jeder alles wissen und über alles mitreden soll? Man weiß es nicht, und ich lasse die Frage zunächst unbeantwortet.

Die Dichtung: Da es keine Rhapsoden mehr gibt und wir selber keine sind, heißt Dichtung ein Buch, ein Buch mit Dichtung, ein Buch voll Dichtung. Ein solches Buch also soll das Leben bessern oder nicht bessern – das steht noch offen. Nun gibt es viele Bücher, die ganz offensichtlich das Leben bessern wollen, z. B. ökonomische Bücher, in denen die Frage nach einem Ausgleich von Freiheit und Zwang, von individueller Unbeschränktheit und materieller Massengesellschaft erörtert und zum Schluß ein Ausweg gezeigt wird, der bessere Zustände mit sich bringen soll. Oder es gibt ärztliche Bücher über Neurosen, Verdrängung, Managerkrankheit, diese Bücher geben Ratschläge, empfehlen, verbieten, um das Leben zu bessern. In diese Buchreihe müssen wir nun also das Buch voll Dichtung sehen, hinsichtlich dessen uns die Frage aufgelegt ist, zu prüfen, ob es bessern soll. Wir können hier das Theater als aufgeblätternes Buch hinnehmen.

Nun kommt das dritte Wort, und das enthält eine Grundfrage: Was ist eigentlich das Leben selbst? Was ist gemeint, was davon soll gebessert werden? Seine Physiologie oder seine Affekte, das produktive oder das denke-

rische Sein. – „Leben“ ist sehr summarisch, und hiermit beginnt unser Thema heikel zu werden, und es könnte sich hier eine Kritik des Begriffs Leben andeuten, die etwas ungewöhnlich ist, jedenfalls unzeitgemäß, aber wir kommen nicht darum herum, unser Thema auferlegt es uns. Seit langem begann ich darüber nachzudenken, wie seltsam es sei, daß dieser Begriff des Lebens der höchste Begriff unserer Bewußtseins- und Gewissenslage geworden ist. Neben Schillers Vers „Das Leben ist der Güter höchstes nicht“ findet man nur wenige kritische Einschränkungen dieser Art. Das Leben: hier erzittert die weiße Rasse, es ist der letzte Glaubenshalt des augenblicklichen, unseres Kulturkreises. Ist es ein Residuum des biologischen neunzehnten Jahrhunderts, das das heutige Europa verpflichtet, um jedes Leben zu kämpfen, auch um seine armseligste Frist, um jede Stunde mit Spritzen und Sauerstoffgebläse, während wir doch Kulturkreise kennen, in denen das gemeine Leben, das allgemeine Leben überhaupt keine Rolle spielte, bei den Ägyptern, den Inkas oder in der dorischen Welt, und noch heute hören wir von Vorgängen bei gewissen Nomadenstämmen Asiens: wenn die Eltern lästig werden, steckt der älteste Sohn den Speer durch die Zeltwand, und der Alte wirft sich von innen mit dem Herzen dagegen. Also eine universale, eine anthropologische Forderung ist die von uns erwartete Pflege des Lebens nicht. Nur bei uns, innerhalb gewisser Breitengrade ist es der Ordnungs- und Grundbegriff geworden, vor dem alles haltmache, der Abgrund, in den sich alles trotz sonstiger Wertverwahrlosung blindlings hinabwirft, sich beieinander findet und ergriffen schweigt. Dies erscheint mir tatsächlich nicht so klar und selbstverständlich, wie es die Allgemeinheit sieht, und zwar aus den ernstesten Gründen. Denn anzunehmen, daß sich der Schöpfer auf das Leben spezialisierte, es hervorhob, betonte und etwas anderes als seine üblichen Gestaltungs-Umgestaltungs-Spiele mit ihm betrieb, erscheint mir absurd. Diese Größe hat doch bestimmt noch andere Betätigungsfelder und wirft das Auge auf dieses und jenes, das weitab liegt von einem so unklaren Sonderfall, kurz für einen so pflanzenentfernten Kulturkreis von rein spirituellem Erlebnismaterial, wie wir es wurden, ist dieser diktatorische Lebensbegriff doch erstaunlich primitiv, fast als ob er aus der Veterinärmedizin stammte.

Dies problematische Leben soll also gebessert werden. Immer größer werden die Schwierigkeiten. In welcher Richtung – in politischer, aber das tun doch die Abgeordneten und die Wahlversammlungen? In technischer? Aber damit träten wir ja mit auf die Seite der Ingenieure und Krieger, die die Grenzen verrücken und Drähte über die Erde ziehen. In sozialer? Ich las kürzlich bei einem englischen Nationalökonom, daß der Arbeiter in England heute komfortabler und mondäner lebt als in früheren Jahrhunderten die Großgrundbesitzer und die Herren der Schlösser. Er führte das im einzelnen aus: an den Wohnungen, die früher dunkel und eng waren und nicht zu heizen, an der Nahrung, man mußte alles Vieh zu Martini schlachten, da man es die Wintermonate nicht ernähren konnte, an den Krankheiten, denen man ohne Wehr gegenüberstand. Also heute leben die Arbeiter wie die Reichen vor drei Jahrhunderten und in drei Jahrhunderten wird wieder das gleiche Verhältnis sein und immer so fort, und immer geht es weiter hinan und empor mit Menschheitsdämmerungen und Morgenröten und mit sursum corda und per aspera ad astra, die Armen wollen 'rauf und die Reichen wollen nicht herunter,

das alles ist doch schon gar nicht mehr individuell erlebbar, das ist doch ein funktioneller Prozeß der Tatsache der menschlichen Gesellschaft. – Wo sollte dabei bessernd die Dichtung stehen? Oder soll sie in kultureller Hinsicht bessern? Nun berühre ich einen Sachverhalt, hinsichtlich dessen ich mit meiner Meinung wohl allein stehen werde. Ich bin nämlich der Ansicht, daß Kunst und Kultur nicht allzuviel miteinander zu tun haben. Ich habe schon oft dafür plädiert, daß man scharf zwischen zwei Erscheinungen unterscheiden sollte, nämlich der des Kunstträgers und der des Kulturträgers. Kunst ist nicht Kultur, Kunst hat eine Seite nach der Bildung, der Erziehung, der Kultur, aber nur, weil sie eben das alles nicht ist, sondern das andere, eben Kunst. Die Welt des Kulturträgers besteht aus Humus, Gartenerde, er verarbeitet, pflegt, baut aus, wird hinweisen auf Kunst, sie anbringen, einlaufen lassen, Kurse, Lehrgänge für sie einrichten, er glaubt an die Geschichte, er ist Positivist. Der Kunstträger ist statistisch asozial, weiß kaum etwas von vor ihm und nach ihm, lebt nur seinem inneren Material, für das sammelt er Eindrücke in sich hinein, zieht sie nach innen, so tief nach innen, bis es sein Material berührt, unruhig macht, zu Entladungen treibt. Er ist uninteressiert an Verbreiterung, Flächenwirkung, Aufnahmesteigerung, an Kultur. Er ist kalt, das Material muß kalt gehalten werden, er muß die Gefühle, die Räusche, denen die anderen sich menschlich überlassen dürfen, formen, d. h. härten, kalt machen, dem Weichen Stabilität verleihen. Er ist vielfach zynisch und behauptet, auch gar nichts anderes zu sein, während die Idealisten unter den Kulturträgern und Erwerbsständen sitzen. Der Kunstträger wird in Person nirgendwo hervortreten und mitreden wollen, für bessern vollends hält er sich in gar keiner Weise für zuständig – von einigen sentimentalen Ausläufern abgesehen –, „unter Menschen war er als Mensch unmöglich“, dies seltsame Wort von Nietzsche über Heraklit – das gilt für ihn.

Oder schließlich soll die Dichtung in medizinischer Richtung vielleicht bessern, trösten, heilen? Es gibt viele, die das bejahen. Musik für Geistes- kranke und Verinnerlichung durch Rilke bei Fastenkuren. Aber wenn wir bei Kierkegaard lesen: „Die Wahrheit siegt nur durch Leiden“, wenn Goethe schreibt „leidend lernte ich viel“, wenn Schopenhauer und Nietzsche den Grad und die Fähigkeit zu leiden als den Maßstab für den individuellen Rang ansehen, wenn Reinhold Schneider schreibt: „Am Kranken soll die Herrlichkeit Gottes offenbart werden, das Wunder, das er an ihm tut“, und wenn Schneider weiter das Schwinden des Bewußtseins des Tragischen als den Untergang unserer Kultur bezeichnet, darf dann die Dichtung oder der Dichter an einer Besserung dieser tragischen Zustände mitarbeiten, müßte er nicht vielmehr aus der Verantwortung vor einer höheren Wahrheit haltmachen und in sich selber bleiben? Eine höhere Wahrheit in Ihrem Munde, werden Sie mir zurufen, was ist denn nun das? Ich antworte, ich kann mir einen Schöpfer nicht vorstellen, der das, was im Sinne unseres Themas bessern heißen könnte, als Besserung betrachtete. Er würde doch sagen: Was denken sich diese Leute, ich erhalte sie durch Elend und Tod, damit sie menschenwürdig werden, und sie weichen schon wieder aus durch Pillen und Fencheltee und wollen vernügt sein und auf Omnibusreisen gehen, und was die Dichtung angeht, halte ich es mit dem Satz von Reinhold Schneider: „Es gehört zum Wesen der Kunst, Fragen offenzulassen, im Zwielficht zu zögern, zu beharren.“ Wer die

Dichtung so empfindet, der kommt vielleicht weiter. Im Zwielicht – soviel über den Schöpfer und das Bessern.

Ich habe mich bisher in der Unternehmung einer formalen Kritik des uns aufgestellten Themas versucht, aber ich werde dabei nicht stehenbleiben. Ich werde die Essenz selber prüfen und zu mir sprechen lassen. Vorher aber möchte ich noch zusammenfassend sagen, unser Thema ist eine sehr deutsche Frage, eine sehr deutsche Formulierung. Ich glaube nicht, daß diese Frage in Frankreich, Italien oder Skandinavien so gestellt werden könnte. Uns liegt sie nahe, da wir aus unserer Literaturgeschichte meinen könnten, daß die Dichter selber, sie als Vorbild, Idol, geschlossenes moralisches Ich, als Vorleben die Jugend und die Zeit bessern könnten. Es trifft zu, wenn wir die letzten hundert Jahre unserer Literatur ansehen, so sehen wir in ihr viele große Männer, aber biedere Gestalten, wie Storm, Fontane, idyllische, wie Mörike, Stifter, Hesse, bürgerliche wie Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, alles menschlich edle Figuren, alles Ehrenmänner. Dagegen Dostojewskij spielte Roulette wie ein Maniakalischer. Tolstoj wusch sich wochenlang nicht, um wie ein Kulake zu stinken. Maupassant schrieb, daß ein normaler Mann in seinem Leben dreihundert bis vierhundert Frauen erotisch kennenlerne. Verlaine schoß auf offener Straße auf Rimbaud, verwundete ihn und kam zwei Jahre ins Gefängnis. Von Oscar Wilde wollen wir erst gar nicht reden. Also auch ein vorbildliches, andere besserndes Leben kann man aus den Produzenten der Dichtung nicht herleiten.

Um mich noch mehr in die Probleme unseres Themas zu vertiefen, sah ich mich um, was die Dichter selber von ihrer Tätigkeit halten, ob sie sie in die Richtung, andere zu bessern, deuteten. Ich fand das aber nicht bestätigt. Hebbel schreibt: „Dichten heißt die Welt wie einen Mantel um sich schlagen und sich wärmen.“ Eine recht egozentrische These. Ibsen sagte: „Dichten heißt, sich selber richten.“ – Dies Wort ist berühmt, aber ich kann mir nicht viel dabei denken. Bei Kafka hören wir: „Alles, was sich nicht auf Literatur bezieht, hasse ich, es langweilt mich.“ Anatole France schreibt: „Wir müssen zum Schluß doch zugeben, daß wir jedes Mal von uns selbst sprechen, wenn wir nicht schweigen können.“ Interessant ist eine Bemerkung von Rilke: „Nichts meint ein Gedicht weniger, als in dem Lesenden den möglichen Dichter anzuregen.“ Wunderbar ist das Wort von Joseph Conrad: „Dichten heißt, im Scheitern das Sein erfahren.“ Zum Schluß noch Majakowski. Er notiert: „Die Arbeit des Dichters muß zur Steigerung der Meisterschaft und zur Sammlung dichterischer Vorfabrikate Tag für Tag fortgesetzt werden. Ein gutes Notizbuch ist wichtiger als die Fähigkeit, in überlebten Versmaßen zu schreiben.“ Beachten Sie an diesem Ausspruch die Worte „Vorfabrikate“ und „Notizbuch“. Wir befinden uns hiermit bereits im Vorfeld abstrakter, bewußter, artistischer Kunst. Nirgendwo bei diesem Streifzug erblicken wir oder hören wir von den Autoren etwas von Besserungsbestrebungen in bezug auf andere. Aber Goethe, wird man sagen, der war doch für ein strebendes Bemühen, das allen zugute käme, der war doch für Bildung, Erziehung, Besserung – aber, frage ich dagegen, was war Goethe eigentlich nicht? Und studieren wir seine Gedichte, die vollkommensten, die schönsten – „Warum gabst du uns die tiefen Blicke“ oder das Parzenlied oder Nachtgesang: „O gib vom weichen Pfühle träumend ein halb Gehör“ –, sie zeigen in der höchsten

Gelungenheit immer wieder nur die Vollendung des Dichters in sich selbst – daß es eine Vollendung aus sich selbst ist, das behaupte ich nicht.

Aber jetzt stürze ich mich in die Flut, lasse die Wogen über mir zusammenschlagen – soll die Dichtung das Leben bessern? –, ich atme diese humane, diese idealistische, hoffnungdurchtränkte Essenz in mich ein. Aber, frage ich mich sofort, wie kann denn einer, der dichtet, noch einen Nebensinn damit verbinden? Wer dichtet, steht doch gegen die ganze Welt. Gegen heißt nicht feindlich. Nur ein Fludium von Vertiefung und Lautlosigkeit ist um ihn. An den Tischen mag geschehen, was will, jeder seine persönlichen Liebhabereien haben, Karten spielen, essen, trinken, selig sein, von seinem Hund erzählen, von Riccioni – sie stören ihn nicht, und er stört sie nicht. Er dämmert, er hat Streifen um sein Haupt, Regenbögen, ihm ist wohl. Er will nicht verbessern, aber er läßt sich auch nicht verbessern, er schwebt. Oder er sitzt zu Hause, bescheidene vier Wände, er ist kein Kommunist, aber er will kein Geld haben, vielleicht etwas Geld, aber nicht im Wohlstand leben. Also er sitzt zu Hause, er dreht das Radio an, er greift in die Nacht, eine Stimme ist im Raum, sie bebt, sie leuchtet und sie dunkelt, dann bricht sie ab, eine Bläue ist erloschen. Aber welche Versöhnung, welche augenblickliche Versöhnung, welche Traumumarmung von Lebendigem und Toten, von Erinnerungen und Nichterinnerbarem, es schlägt ihn völlig aus dem Rahmen, es kommt aus Reichen, denen gegenüber die Sterne und Sonnen Gehbehinderte wären, es kommt von so weit her, es ist: vollendet.

Ein beladener Typ! Sie können wahrscheinlich noch über manches nachdenken: L'art pour l'art, Kausalität, Indochina, er kann das nicht mehr, die Welt mag sein, wie sie will, sie geht vorüber, aber er heute auf diesem Breitengrad, dem 53., Durchschnittstemperatur im Juli 19,8, im Januar 0,5 Grad, muß seinen Weg abschreiten, seine Grenzen erleben – Moïra, den ihm zugemessenen Teil. Arbeite, ruft er sich zu, Du hast 70 Jahr, suche deine Worte, zeichne deine Morphologie, drücke dich aus, übernimm ruhig die Aufgabe einer Teilfunktion, die aber versorge ernstlich. Valéry hatte gesagt, der Vollmensch stirbt aus, heute müßte man sagen, der Vollmensch ist ein dilettantischer Traum, eine voluminöse Allheit, eine archaische Erinnerung. Das Zeitalter Goethes hat ausgeleuchtet, von Nietzsche zu Asche verbrannt, von Spengler in die Winde verstreut – glimmend und schwelend ist die Luft, aber nicht von Johannis- oder Kartoffelfeuern, vielmehr von den brandigen Scheiten der Kulturkreislehre, der eine Kreis versinkt, ein anderer steigt auf, und wir sind die Puppen und Chargenspieler in diesen solaren Stücken.

Wie schön wäre es für einen, der Dichtung machen muß, wenn er damit irgendeinen höheren Gedanken verbinden könnte, einen festen, einen religiösen oder auch einen humanen, wie tröstlich wäre das für seinen Geheimsender, der die Todesstrahlen ausschickt, aber ich glaube, daß vielen kein solcher Gedanke tröstend zuwächst, ich glaube, daß sie in einer erbarmungslosen Leere leben, unablenkbar fliegen da die Pfeile, es ist kalt, tiefblau, da gelten nur Strahlen, da gelten nur die höchsten Sphären, und das Menschliche zählt nicht dazu.

In dieser Sphäre entsteht die Dichtung. Und damit treten wir vor das Problem der monologischen Kunst. Das Gedicht ist monologisch. Diese

Behauptung ist keine Konstitutionsanomalie von mir, auch jenseits des Atlantik finden wir sie vertreten. In den USA versucht man auch die Lyrik durch Fragebogen zu fördern, man sandte einen solchen Fragebogen an 14 Lyriker in USA, die eine Frage lautete: An wen ist ein Gedicht gerichtet? Hören Sie, was ein gewisser Richard Wilbourns darauf antwortete: Ein Gedicht, sagt er, ist an die Muse gerichtet, und diese ist u. a. dazu da, die Tatsache zu verschleiern, daß Gedichte an niemanden gerichtet sind. Das Gedicht, die Lyrik ist für unsere Frage der beste Test. Ein Gedicht ist immer die Frage nach dem Ich, und alle Sphinx und Bilder von Sais mischen sich in die Antwort ein. Also der atlantische Kulturkreis heute und hier: das moderne Gedicht, das absolute Gedicht ist das Gedicht ohne Glauben, das Gedicht ohne Hoffnung, das Gedicht an niemanden gerichtet, ein Gedicht aus Worten, die Sie faszinierend montieren. Und doch kann es ein überirdisches, ein transzendentes, ein das Leben des einzelnen Menschen nicht verbesserndes, aber ihn übersteigerndes Wesen sein. Wer hinter dieser Behauptung und dieser Formulierung weiter nur Nihilismus und Laszivität erblicken will, der übersieht, daß noch hinter Faszination und Wort genügend Dunkelheiten und Seinsabgründe liegen, um den Tiefsinnigsten zu befriedigen, daß in jeder Form, die fasziniert, genügend Substanzen von Leidenschaft, Natur und tragischer Erfahrung leben. Überblicken Sie Ihren Weg: durch die Jahrtausende den religiösen Weg und den dichterisch-ästhetischen Weg: Die ganze Menschheit zehrt von einigen Selbstbegegnungen, aber wer begegnet sich selbst? Nur wenige und dann allein.

Also, werden Sie nun vielleicht denken, der Redner beantwortet die an ihn gestellte Frage schlechtweg negativ. Nein, das tut er nicht. Die Dichtung bessert nicht, aber sie tut etwas viel Entscheidenderes: sie verändert. Sie hat keine geschichtlichen Ansatzkräfte, wenn sie reine Kunst ist, keine therapeutischen und pädagogischen Ansatzkräfte, sie wirkt anders: sie hebt die Zeit und die Geschichte auf, ihre Wirkung geht auf die Gene, die Erbmasse, die Substanz – ein langer innerer Weg. Das Wesen der Dichtung ist unendliche Zurückhaltung, zertrümmernd ihr Kern, aber schmal ihre Peripherie, sie berührt nicht viel, das aber glühend. Alle Dinge wenden sich um, alle Begriffe und Kategorien verändern ihren Charakter in dem Augenblick, wo sie unter Kunst betrachtet werden, wo sie sie stellt, wo sie sich ihr stellen. Sie bringt ins Strömen, wo es verhärtet und stumpf und müde war, in ein Strömen, das verwirrt und nicht zu verstehen ist, das aber an Wüste gewordene Ufer Keime streut, Keime des Glücks und Keime der Trauer, das Wesen der Dichtung ist Vollendung und Faszination.

Und damit Sie sehen, wie ernst die Situation ist, der ich Ausdruck zu verleihen mich bemühe, schließe ich mit einem Vers von Hebbel, in dem Sie auch das Wort hören, das meinem Stil fremd ist, das aber viele von Ihnen vielleicht erhoffen, es ist ein Vers aus dem Gedicht „An die Jünglinge“, er lautet:

„Ja, es werde, spricht auch Gott,
und sein Segen senkt sich still,
denn er macht den nicht zum Spott,
der sich selbst vollenden will.“

Herr Dr. Gottfried Benn hat die wirkliche Fragwürdigkeit des uns vorgelegten Fragesatzes erschöpfend erörtert. Wir hätten es ein wenig leichter, wenn es nicht um das „Leben“ ginge, sondern um den Menschen, und wenn Einigkeit hinsichtlich der Werte vorausgesetzt werden dürfte, in deren Richtung der Mensch gebessert werden soll. Aber die ist ja gar nicht vorhanden. Sie könnten also fragen, warum wir die Frage überhaupt diskutieren. Die Antwort ist: weil sie gewisse Grenzziehungen und Klarstellungen ermöglicht in Sachen der Kunst, der Geschichte und des Glaubens und damit eine Aussage über die Zeit, die Situation des Geistes. Wer freilich eine Sensation oder ein epigrammatisches Resultat erwartet, wird und soll nicht auf seine Rechnung kommen. Es sind nur zwei Bekenntnisse zu erwarten.

Die Haltung Herrn Dr. Benns ist von ihm auf das prägnanteste bezeichnet worden. Er will einsam sein für sein Gedicht, für das „Fremde, das Steile, die Größe“, die niemandes sind und damit sein. „Erben und Ahnen verloren“, fühlt er am Ende des Gedichts noch immer der „Bilder schweigendes Sein“. Vielleicht darf ich zur Ergänzung des Gesagten einen Satz aus dem Jahre 1929 hinzuziehen. Nach ihm besteht die Größe des Dichters gerade darin, daß er keine sozialen Voraussetzungen findet, daß eine Kluft besteht, ja daß er selber die Kluft bedeutet gegenüber dem „Zivilisationsschotter“ der „substantiell gar nicht mehr äußerungsfähigen Typen“. Verfehlt wäre es, hier von l'art pour l'art zu sprechen; es geht um eine Größe, die nach ihrem innersten Wesen nicht verändern und wirken will, sie will sein; sie ist nicht für irgend etwas, auch nicht für sich selbst. Nun sind wir uns wohl alle einig darin, daß der Ursprung der Kunst nicht eine Absicht ist, sondern ein Absolutes. Wie sollten wir uns über einen Dichter wundern, der allein für dieses Absolute dasein will, enthoben einer Umwelt, die es nach seiner Überzeugung nicht hat? Wie wir auch die Frage dieses Abends beantworten mögen, das Soll, mit dem sie beginnt, kann nur in der zweiten Instanz Geltung haben, nicht in der ersten. Wenn aus dieser Haltung Gedichte kommen wie das „Aus Fernen, aus Reichen“, in dem die aller Deutung entzogenen Worte stehn „erlöst auch er“, oder das andere, in dem es heißt:

Du mußt dir alles geben,
Götter geben dir nicht –

und in dessen letzten Versen – wieder jeder Deutung entzogenes schweigendes Bild – doch Boten hernieder steigen, „ganz in Rosen und Licht“ – nun, so ist diese Haltung durch die von ihr allein anerkannten Werte legitimiert, sie ist gar nicht angreifbar. Soweit ich sehe, gilt sie allein dem Lied: „das Gedicht, die Lyrik ist für unsere Frage der beste Test“. Sie ist auch ausdrücklich dem Heute gegenübergestellt und in einer Beziehung zum atlantischen Kulturkreis „Heute und hier“, sie hat also doch etwas mit Geschichte zu tun, während sie ja Geschichte auf das nachdrücklichste verneint. – Ich möchte darauf zurückkommen.

Natürlich wäre es ein leichtes, von der Antike über die französische Klassik – an Shakespeare ehrfürchtig vorübergehend – bis wenigstens zum deutschen Idealismus Denker und Künstler höchsten Ranges zu zitieren, die es als

Berufung der Dichtung ansahen, den Menschen oder gar die Welt zu bessern – selbst dann zu bessern, wenn ihre Unheilbarkeit nicht aufgehoben werden kann. Das ist ja das Paradox in Schillers Ästhetik und Existenz. Drama und Roman können, meine ich, generell nicht ausgeklammert werden wie die Lyrik. Sie müssen unter eigenen, den ihnen gemäßen Gesichtspunkten betrachtet werden, die, ich kann mir nicht helfen, vom Geschichtlichen, Sozialen, Religiösen mitbestimmt werden. Die Novelle würde ich ausnehmen. Sie hat etwas von der Zeitlosigkeit des Gedichts. Aber das Lied steht nun im Brennpunkt des Gesprächs, und das wohl mit Recht. Es ist das Höchste, was einem Dichter gegeben werden kann, und wohl nur die Hymne und die griechische Tragödie können sich neben ihm behaupten. Aber diese beiden sind wohl nicht mehr erreichbar.

Von einem Dichter können wir allein das erwarten, was er selbst als seine Berufung ansieht. Es hat doch wohl keinen Sinn, von ihm, wie das Herr Lernet-Holenia in seinem Briefe an Herrn Benn vor einigen Jahren getan hat, zu verlangen, daß er die Engel des Vaterlandes singe, wenn der Dichter diese Berufung nicht hat. Das ist ebenso unsinnig wie das Christentum zu suchen in den Regionen des verborgenen oder sich entziehenden Gottes. Nun hat es aber mit diesem Abend noch eine besondere Schwierigkeit. Ich habe dankbar die Möglichkeit ergriffen, neben Herrn Dr. Benn zu sprechen. Aber ich habe nichts zum ewigen Vorrat deutscher Poesie beigetragen, nichts zu dem Kronschatz weniger unzerstörbarer Gedichte, die sind, auch wenn sie nicht mehr zu sein scheinen. Wenn das Volk, wenn auch die ganz wenigen eines Volkes, die es im verborgenen stellvertretend repräsentieren, den Klang nicht mehr im Ohre, nicht mehr im Herzen haben – so wie es schon vor Jahrzehnten Oswald Spenglers Befürchtung war, daß Mozarts Ton stirbt über den katalogisierten Partituren. Ich bin ganz zufrieden damit, ein Schriftsteller in dieser Zeit zu sein, wenn es möglich ist, ein christlicher Schriftsteller – damit hat es schon eine neue, große Schwierigkeit –, und hier sollte nun ein Gespräch zwischen Potentaten stattfinden. Ich gebrauche den Titel, mit dem Herr Dr. Benn einmal Thomas Mann angedreht hat. Für den Christen ist jedes Fortleben unsinnig außer dem in den Geheimnissen der Himmel, jeder Ruhm Torheit gegenüber den Schrecken des Sterbens und des Gerichts. Zwei Meister der Lyrik sollten also hier miteinander sprechen, das hieße also zwei absolute Einsamkeiten, ich selber fühle mich einsam genug, aber in der Geschichte. Nun müßten aber zwei Potentaten sich auch als solche anerkennen, und das ist, in den Bereichen, in denen wir uns befinden – verzeihen Sie, verehrter Herr Dr. Benn! –, ungemein selten. So oft grüßt der Meister den Meister von der anderen Straßenseite, im Vorübergehen, wie Hebbel Grillparzer gegrüßt hat.

Ich hoffe, daß es nun keine Mißverständnisse gibt. Nur von meinem Ort aus will ich sprechen, als ein Mensch, der von Dichtung beglückt worden ist, der nicht aufhören kann, nach ihrem Wesen zu fragen, und die Erfahrung macht, daß es von Jahr zu Jahr schwerer wird, eine Antwort zu finden. Wer könnte sich denken, daß etwa Eduard Mörike – ich kann ihn doch nicht mit dem Idylliker von Cleversulzbach oder dem Lehrer am Stuttgarter Katharinenstift identifizieren, so wenig wie Storm mit dem Husumer Amtsrichter und Mitglied des dortigen Gesangsvereins, ein jeder litt an einer unheilbaren Wunde

–, wer könnte es sich denken, daß Eduard Mörike die Verse seines kleinen Frühlingsgedichtes vor sich hingesprochen habe in der Absicht, das Leben zu bessern? Das ist ja absurd. Und so steht es mit jedem reinen lyrischen Gedicht. Die großen Hymnen Hölderlins sind befohlene Aussage, Inspiration. Aber die Inspiration ereignet sich nur in dem Menschen, der ihr entspricht, der fähig ist, sie zu empfangen. Nun haben Hölderlins Hymnen ohne Zweifel auf das Geschichtsbewußtsein der Deutschen gewirkt und damit auch auf ihr Tun und Leiden in der Geschichte. Und zwar wirkt eine solche geistige Gewalt nicht allein erhebend oder vertiefend, sie strömt nicht in Menschen und Völker ein, ohne sie zu gefährden, fast zu zerrütten: die Sehnsucht nach dem Untergang, der Zug nach dem Kaukasus haben einen unheimlichen Widerhall gefunden. Mit solchen Klängen bahnt sich Geschichte an. Einem jeden Mächtigen oder Besessenen flog ein Adler oder ein Geier voraus. Aber der Ort des Ursprungs eines Gedichts, eines geistigen Vorfalles und die Ebene solcher Wirkung sind um eine Dimension voneinander getrennt. Die Auswirkung in der Geschichte sagt gar nichts über das Gedicht, sein Wesen, seinen Bestand, seinen Wert. Sie ist, da sie in einem dem Gedichte fremden Medium geschieht, Trübung und Brechung, immer mit einem Mißverständnis und Mißbrauch beschwert. Das ist ja wohl der Grund, warum Herr Dr. Benn die historische Wirkung geistiger Größe nicht anerkennen will. Es ist die Stelle, wo unsere Bekenntnisse wohl am entschiedensten differieren, das des lyrischen Dichters und des Schriftstellers, der ein Christ sein möchte. Für mich ist der Dichter eine geschichtliche Erscheinung, selbst wenn er kein Wort von Geschichte sagt, wenn er sich entschließt, sich von keiner Welle bewegen zu lassen. Eben diese Haltung steht im Bezug zu einer besonderen geschichtlichen Situation. Unabänderlich steht der Dichter in einem Bezug, einer Kontinuität. Sein Gedicht ist in irgendeinem Sinne – er soll nicht leichtthin definiert werden – Antwort. Als geistige Potenz beeinflußt sein Gedicht, mag es nun gelesen werden oder nicht, das geistige Klima und dieses die Geschichte. Geben wir dem Lied die Freiheit, die Ferne eines Sterns! Aber auch er hat die Stunde seiner Geburt, und die von ihm ausgesandten unsichtbaren Schauer kürzester Schwingung sind von solcher Härte, daß sie den Bodensee durchschlagen bis auf den Grund und in die Tiefe der Bergwerke dringen, daß eine Bleischicht von anderthalb Meter Dicke sie erst um die Hälfte schwächt. Sie jagen ohne Pause durch unseren Körper.

Denken wir an Nietzsche, in dem auch ich die Nova unserer Stunde sehe. Gewiß: er griff nicht ein, nicht der Dichter, nachts, auf der Brücke in Venedig oder vor Winter, unterm Krähenschwarm, nicht der unbekannte pensionierte Professor, nicht das „Untier“, der „Unbehauste“, er hatte die Größe seines Scheiterns für sich allein. Erst im Wahnsinn erteilte er Kaiser und Königen Befehle – nachdem er die neuen Tafeln im verborgenen gemeißelt hatte. Aber er glaubte die Last von Jahrtausenden, für Jahrtausende auf sich zu fühlen und empfand sich selbst als eine eminent geschichtliche Existenz, als einen im Sinne der Umwertung, in der er seinen Auftrag sah, die Sache seines Gewissens, in schicksalhafter Bedeutung Verantwortlichen. In Wahrheit ist er in weit höherem Grade eine geschichtliche Gestalt gewesen als etwa Bismarck oder Moltke oder der arme Wilhelm II., den er fusilieren lassen wollte. Hebbel war vielleicht der erste, der sich ganz auf sich selbst stellte, oder vielmehr auf den

Dienst an der Form, am Gedicht. Ihm haben Sie ja die schönen Verse gewidmet:

Unerbittlich ist der Kampf
Und die Welt starrt von Schwertspitzen.

Aber alle Gestalten, die er als Symbole seines Innern beschwor und belebte, durchglühte, erleben ihre Konflikte unter dem geheimnisvollen Wechsel der die Stunden der Geschichte führenden Gestirne; sie sind ganz Hebbels Innerstes, Eigenstes und doch von der Geschichte beauftragt, manchmal fast nur ihr Ort. Sie tun schon nicht mehr, was sie wollen, sondern was Geschichte will. Dietrich von Bern spricht das Wort vom Kreuze, das Schlußwort der Tragödie, weil das Kreuz nun da ist, weil er muß. Zum mindesten der Tragiker Hebbel hat Geschichte ausgekämpft, deutend vorbereitet. Aber das Ich des Tragikers, dieses Ich ohne Du, für das Hebbel lebenslang Symbole suchte, ist auch das Ich seiner lyrischen Monologe. Man wird ihm das Ethos einer Beziehung des einzelnen zur Geschichte nicht nehmen können.

Die Bedeutungsschwere der Geschichte beruht darauf, daß Gott in ihr Person geworden ist, daß er im Gespräch mit Pilatus die irdische Macht in Frage gestellt hat, daß er gegenwärtig ist in der Geschichte, im Sakrament, aber auch in einem jeden Bettler, Wanderer und Kranken, daß er sie aufheben wird mit dem Kosmos, dessen Sein also – unausdenkbares Paradox und Ärgernis – von dieser armseligen Erde aus entschieden werden soll, und daß er unter dem Einsturz der Sphären und dem Niederwirbeln der Sterne alle Spieler des Stücks vor den Richterstuhl rufen wird – auch die Beleuchtungsmeister und Souffleusen, den Programmverkäufer, die Haarkräusler und Garderobendiener, die Schneiderinnen und alle, die mit Masken etwas zu tun hatten, und, wie es sich versteht, die Zuschauer, die entweder die rechte oder die falsche Partei ergriffen oder sich mit der Sünde der Indolenz beladen haben. Es ist wohl klar, daß die Autoren sich vergeblich verstecken werden. Sie sind ja geschichtliche Personen. Ich will nun, was ich längst hätte tun müssen, eine Umschreibung des Wortes „Dichtung“ versuchen, nicht eine Definition, und einfach sagen: Dichtung ist die zur Gestaltung erhobene, an das Gemüt sich wendende Aussage oder Vergegenwärtigung eines Innern durch das Wort. Wenn nun dieses Innere erfüllt ist von der Überzeugung, daß Christus König und Erlöser ist, König in einem tief widerspruchsvollen Sinne, der keineswegs mit politischen Vorstellungen etwas zu tun hat, auch wenn sie klerikal-theologischer Prägung sind, dann entsteht vielleicht ein christliches Gedicht.

Ich will der Problematik des Phänomens nicht ausweichen. Erinnern wir uns an Dichter, die an der Schwelle unserer Ära vor dem Kreuze standen oder vor das Kreuz gedrängt wurden! Die religiöse Bedeutung des „Geistlichen Jahres“ steht wohl nicht in Frage. Aber die eigentümlichsten, die vollendeten Gedichte der Annette von Droste entstehen einem Bereich, der von Christus kaum oder nur schwach durchlichtet ist, einer schwermutdurchwehten, zwielichtigen Wohnung unerlöster Toter, der Heide, dem Moor: Die Droste drückt, noch den Kirchenduft in ihrem Kleide, die Stirne fester ins Hünengrab hinab, wollüstig saugend an des Grauens Süße.

Lenau rang sein Leben lang darum, das ungehobene Leid der Natur, dessen Sprecher er sein sollte, als Kreuz zu verstehen und dem Vogel auf dem Friedhofskreuze sein Lied nachzusingen. Vielleicht ist es doch beim

Gesang der Naturgeister geblieben, die einen schwermütigen Selbstmörder bestatten:

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Oder bei der trunkenen Todesfeier unter dem Taumel der Möwen, dem Flattern der Blitze, bei dem den Katarakt hinabschießenden Indianer oder bei der Antwort des wiedergekehrten erschossenen Raubschützen auf die Frage nach dem Jenseits:

„Es ist halt nichts.“

Brentanos betörende Melodie begann zu verstummen nach seiner Wende, Novalis, der Dichter des „Totenlieds“, das ich für eines der großartigsten deutschen Gedichte halte, Novalis, dessen Verse noch der Vater in der Kirche singen hörte, ohne zu wissen, von wem sie waren, brachte seinen eigensten Klang aus untergründigen Gefilden, der Stätte bacchantischer Totenhochzeit herauf. Leidbezirk, der von Verheißung nicht erreicht wurde, der sie vielleicht gar nicht annehmen kann, ist der Resonanzboden solcher Dichtung. Die tiefen Töne, tragenden Schwingungen, das Unwiderstehliche, Verzaubernde sind nicht widerchristlich: sie berühren sich mit dem Christentum nicht. Vielleicht nur Eichendorff ist es, nach Hebbel, gelungen, ein starkes Erlebnis der Naturmächte und Geschichte mit christlicher Hoffnung zu beseelen. Kunst hat eine Neigung, der eindeutigen, greifbaren Wahrheit sich zu entziehen. Shakespeares Tragödie und sein Lied schweben im Dämmer. Ihre Gewitter könnten sich nicht entladen im Licht. Im Neuen Testament ist kaum ein Wort zu finden, das die Kunst rechtfertigt, auf dem sich eine Theologie der Kunst aufbauen ließe. Der Christ soll dank sagen und loben. Mancherlei Gaben des Geistes wurden verliehen, die aber verwaltet werden sollen. Es sind mancherlei Stimmen in der Welt (1. Kor. 14), aber wenn die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, wird sich niemand zum Streite rüsten. Es war konsequent, daß Kierkegaard die Kunst verworfen hat, auch den Maler, der Christus malt. Denn in Christi Antlitz könnte das nicht geschehen.

Und doch! Wir haben die „Göttliche Komödie“, den „Standhaften Prinzen“, Racines „Athalie“, die Gesänge des Johannes vom Kreuz, die Karfreitagsgedichte des Camoes. Was kann der Künstler tun, Auge in Auge mit Christus, das heißt eben als Christ? Die Antwort hat nur er selbst. Christus hat ihm gesagt, daß er Rechenschaft fordern werde über jedes unnütze Wort, Jakobus, daß die Zunge ein Übel voll tödlichen Giftes ist. Ohne Schein, den Rausch, die Bezauberung ist keine Kunst. Die Frage ist nun: ist der Schein Lüge, eitles Spiel? Ist er von der Wahrheit durchmächtig, in ihrem Dienst, ohne seine Zaubermacht zu verlieren?

Wir wollen uns doch nicht verbergen, daß eben das Christentum, die christliche Kunst und das christliche Leben ein Bezirk des Scheiterns ist. Nietzsches Größe war sein Scheitern. Aber ohne Beziehung zum Christentum kann es nicht verstanden werden. Die der antiken Helden, Athens selber ist ihr Scheitern. Das ist ja das unsterbliche Echo des Theaters von Syrakus. Diese Kategorie ist also verbindend, menschlich-geschichtlich überhaupt. „Wir sind ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute“, heißt es im Korintherbrief

(1. Kor. 4, 13), und an die Römer: „Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, wie mir Zeugnis gibt mein Gewissen und der Heilige Geist, daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe.“ Der Apostel wünscht, von Christo verbannt zu sein für seine Brüder – wie Christus verbannt war vom Vater für seine Brüder.

Und damit kommen wir, wie ich glaube, nahe an unsere Zeit, auf die sich ja die Erörterung dieses Abends beziehen soll. Ich behaupte gar nicht, daß das christliche Gedicht heute da ist. Persönlich glaube ich es wohl, aber ich möchte hier nicht in einen Streit der Urteile eintreten, der gar nicht entschieden werden kann. Ich wage nur eine doppelte Verneinung und behaupte: man kann nicht sagen, daß dieses Gedicht heute nicht dasein kann. Denn es ist doch immer möglich, daß ein Künstler heute erfüllt ist vom Christentum, dieser tragischen Wahrheit, die nur deshalb nicht sterben kann, weil ihre Agonie nicht endet, die deshalb nicht endgültig besiegt werden kann, weil sie innerhalb der Geschichte immerfort unterliegt, die nichts ist als ein Nach-Sterben, und dieses als Leben verstanden, die unsterbliche Frage: Wo ist das Reich Gottes? Und die Erschütterung über die Antwort: In Euch. In Dir. Es ist das Tragen der Todes- und Schandmale Jesu Christi an unserem Leibe, die Karfreitagsnacht auf dem Grabe dessen, der kommen soll, die äußerste, zerbrechende Anstrengung des Glaubens, gegen die ganze Welt, nicht allein gegen den nieder-rauschenden Schotter zerborstener Welten, sondern auch gegen die unauslotbaren Raumtiefen und gegen die moderne Erkenntnis und die unendlich vielen Geometrien, die acht Milliarden Lichtjahre und tausend Millionen Milchstraßen sich zu behaupten mit dem verzweifelden Aufschrei, nein, mit dem Gebet: Hier ist Gott geschritten als Armer im Fleische. Hier ließ er sich schlagen und fesseln. Auf dieser Erde ist er erstanden und aufgefahren. Hier, auf diesem, in einer äußeren Spirale einer Milchstraße hinwirbelnden Staubkorn – welche Milchstraße sich in nichts von tausend Millionen andern Milchstraßen unterscheidet – ist die Entscheidung gefallen, das Ende verkündet, die Fessel des Todes zerrissen worden. Ist diese ungeheure Torheit, diese unüberbietbare Verwerfung der Weisheit der Welt, nicht Ausdruck unserer Existenz, unserer kosmischen Verlassenheit und der geheimnisvollen Kraft in uns, die dieser Verlassenheit sich im Geiste stellt? Dies alles aber müßte der christliche Dichter leisten, ehe er dichtet. Er muß das Antlitz der Geschichte aushalten, der vorchristlichen wie der christlichen, das schöne Schlangenhaupt, das Perseus abschlug, und das behelmte, das vor Macbeth aus dem Kessel der tanzenden Hexen stieg. Der Dichter kommt also wohl mit erschöpfter Kraft in die Werkstatt. Denn bevor er sie betritt, hat er das eine zu vollbringen, das notwendig ist. Und seine Sache ist gänzlich verloren, wenn er nicht Hoffnung auf Gnade hat, wenn Gebet und Sakrament und Arbeit nicht einander tragen.

Aber er hat ja etwas zu bringen. Denn seine Not ist nicht die Wahrheit von Gestern, kann es nicht sein. Sie ist die unaufhebbare Not der menschlichen Existenz, die Not auch des Geistes, der sich von allen regierenden Mächten nicht auslöschen lassen will. Überwindung ist die Gestaltung, allerdings die verantwortete, das Wort, das vor Christus, nicht dem einer Theologie, sondern dem unausschöpfbaren Wort, verantwortet werden kann. Der christliche Dichter weiß, daß er der Welt in einem wesentlichen Grade nicht helfen kann. Denn ihre letzten Zeiten werden schlimmer sein als die ersten; die Geschichte, in der

er selber steht – der Christ, ob nun Künstler oder nicht, ist der geschichtliche Mensch –, mündet im Feuermeer der Apokalypse. Rettung kann erst dann erhofft werden, wenn alles verloren zu sein scheint. Der christliche Dichter ändert also auch nicht den Menschen. Vielleicht aber wird es ihm gegeben, den Menschen zu stellen für den Biß des himmlischen Jagdhundes, ihn durch sein Wort so zu bewegen, daß er das Wort aus den Himmeln vernimmt, ihn so weit zu schmelzen, daß er empfänglich wird für die herabgreifende, umformende Hand des Töpfers, der Gefäße zur Ehre und Unehre macht. Wir ändern nicht, wir hoffen, daß ein anderer es vollbringt.

Und auch das ist schon zuviel. Der christliche Dichter ist einfach Zeuge, nicht aus Absicht, sondern aus seiner Existenz. Er ist, wenn er in die Geschichte hinabsteigt, wie er nicht anders kann, der Unerträgliche, der den Protest Jesu Christi in die Zeit zu werfen sucht, der Unruhestifter, der Ankläger, der Wurm im Gewissen, verhaßt den Mächtigen, höchst unerwünscht den Oberhirten, willkommen den Feinden Christi, nicht um seiner, sondern um ihrer Sache willen, Narr zwischen allen Fronten, belastet mit dem Vorwurf richterlicher Überheblichkeit, während er sich doch jede Stunde richtet und wissentlich jede Stunde an der Kunst wie am Christentum versagt. Denn er ist der Öffentlichkeit ausgeliefert, und sie färbt auf ihn ab. Die Frage nach der Wirkung ist eine unchristliche Frage, Kants kategorischer Imperativ eine echt christliche Konzeption. Es geht nur um ein Soll: in der Ethik, im Christentum, in der Kunst. Es geht, um dem Heidentum ein Bild zu entlehnen, um die Geste, mit der die Wikinger ihrer Königin den Goldschmuck ins Grabschiff legten. Natürlich wird der kühn geschwungene, mächtige Sarg einmal geschändet und ausgeraubt werden. Aber die Geste derer, die das Gold nicht erben wollten, die es der Toten ließen, bleibt. Als Zeugen dieser Art, modernen Zeugen, will ich William Cowper nennen (1731–1800), der in dem von Bord gespülten Seemann sich selbst erblickte:

No voice divine the storm allay'd
 No light propitious shone,
 When, snatch'd from all effectual aid
 We perish'd, each alone:
 But I beneath a rougher sea,
 And whelm'd in deeper gulph than he.
 (The Castaway)

Er sah seine geängstigte Seele, von der Gnade verlassen, in den Abgrund gerissen. Auch das ist Glaube – und es ist Kunst.

Es ist wahr: die meisten Gedichte, die Liebesgedichte nicht ausgenommen, sind Monologe oder „Autonomien“. Aber nun kann es doch geschehen, daß aus dem Monolog ein Dialog wird, etwa wenn Johann vom Kreuz in dunkler Nacht aufbricht in dem schon beschwichtigten Hause, ohne bemerkt zu werden, entflammt von Liebe, wenn Mörike in tiefer Nacht die Frage bedenkt:

Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde
 Ganz wie er möchte, sein?

und der Freudenschein aufzückt in Finsternissen, wenn Conrad Ferdinand Meyer – das geschieht ja schon im Zeitalter Nietzsches – die Hand schmerzlich ausstreckt und sie unverhofft gedrückt fühlt

Von einer Rechten.

Und inzwischen sind wieder Jahrzehnte vergangen furchtbarster Art, und es ist mehr verbrannt, als wir uns eingestehen wollen, und es sind Verwandlungen auf dem Wege, die wir lieber nicht anblicken, vielleicht unvorstellbares Leid – und nun könnte es ja sein, daß kein Freudenschein aufzückt und in Harnesnächten unsere Hand im Leeren liegenbleibt, wie die des Witwers auf dem verwaisten Bett in der Nacht nach dem Begräbnis. Auch das ist schon vorweggenommen mit dem Ruf des vom Vater verlassenen Sohnes am Kreuz. Nur die Küsten des christlichen Kontinents sind gesellig, besiedelt und bepflanzt. Im Innern flimmern und glühen die Wüsten, die von spanischen Mystikern durchquert und beschrieben worden sind. Solchen Entdeckern war der Wüstenvogelton wohl vertraut. Vielleicht besteht ein christlicher Dichter diese Stunde, wenn er einigen wenigen ans Herz rührt mit einer Frage, auf die niemand antworten kann als Gott. Das gilt auch dann, wenn der Dichter keine Hoffnung auf Antwort hat.

CESARE PAVESE

Das Gespräch über den Wolfsmenschen

Lykaon, der Herrscher Arkadiens, wurde für seine Unmenschlichkeit von Zeus in einen Wolf verwandelt. Der Mythos erzählt aber nicht, wie und wo er starb.

Es sprechen zwei Jäger.

Erster: Es ist nicht das erstemal, daß ein Tier erlegt wurde.

Zweiter: Aber das erste, daß wir einen Menschen erlegt haben.

Erster: Darüber nachzudenken, ist nicht unsere Sache. Es waren die Hunde, die ihn aus seiner Höhle hervorholten. Uns geht es nichts an, was er gewesen ist. Als wir ihn erblickten, wie er sich so, eingeschlossen von den Felsen im Rücken, grau und blutig, im Dreck wälzte, mit Zähnen röter noch als seine Augen, wer dachte da an seinen Namen und die alten Geschichten? Er starb in den Wurfspieß beißend, als wäre der die Kehle eines Hundes. Er hatte das Herz, nicht nur das Fell einer Bestie. Seit langem hat man in diesen Wäldern keinen derartigen oder einen größeren Wolf gesehen.

Zweiter: Ich aber denke daran, an seinen Namen. Ich war noch ein Junge, und schon war von ihm die Rede. Man erzählte Unglaubliches von ihm aus der Zeit, da er noch Mensch war: wie er den Herrn der Berge abzuschlachten versuchte. Gewiß war sein Haar von der Farbe zertrampelten Schnees – er war alt, ein Gespenst – er hatte Augen wie Blut.

Erster: Jetzt ist es geschehen. Man muß ihm das Fell abziehen und in die Ebene heimkehren. Denk nur an das Fest, das uns erwartet.

Zweiter: Wir werden bei Tagesanbruch losgehen. Was willst du sonst anfangen, als dich an diesem Holze wärmen? Den Leichnam mögen die Hunde bewachen.

- Erster: Das ist gar kein Leichnam. Das ist nur ein Gerippe. Wir müssen ihn abledern, sonst wird er härter als Stein.
- Zweiter: Ich frage mich, ob man ihn nicht bestatten müßte, nachdem man das Fell ihm abgezogen. Einst war er ein Mensch. Sein Blut hat er in den Dreck ergossen, und übrigbleiben wird jener Haufen von Knochen und Fleisch, wie von einem alten Manne oder einem Kinde.
- Erster: Damit, daß er alt war, hast du nicht unrecht. Er war schon Wolf, als die Berge noch unbewohnt waren. Er wurde älter als die von grauen Flechten und Moos behangenen Stämme. Wer erinnert sich denn noch daran, daß er ein Mensch war und ein Jemand? Ehrlich gesagt, er hätte schon längst tot sein müssen.
- Zweiter: Doch seinen Leib unbestattet lassen? Er war doch Lykaon, ein Jäger wie wir.
- Erster: Jeden von uns kann der Tod im Gebirge treffen, und niemand fände uns mehr, es sei denn der Regen oder der Geier. Ist er wirklich ein Jäger gewesen, so ist er eines kläglichen Todes gestorben.
- Zweiter: Er hat sich gewehrt nach Greisenart: mit den Augen. Du aber glaubst im Grunde nicht, er sei deinesgleichen gewesen. Du glaubst nicht an seinen Namen. Glaubtest du das, würdest du nicht den Leichnam schänden wollen, weil du dann wüßtest, daß auch er die Toten mißachtete, auch er grimmig und unmenschlich lebte – aus keinem anderen Grunde machte der Herr der Berge aus ihm ein wildes Tier.
- Erster: Man erzählte von ihm, er habe aus seinesgleichen Kost bereitet.
- Zweiter: Ich kenne Menschen, die weit weniger getan haben und doch Wölfe sind. Es fehlt ihnen nur das Geheul und das Hausen in Waldhöhlen. Bist du denn deiner so gewiß, daß du dich nicht manchmal ihm gleich, dich als Lykaon fühlst? Wir alle, wir haben Tage, an denen wir, wenn ein Gott uns anrührte, heulen würden und dem an die Kehle springen, der uns widersteht. Was rettet uns da, es sei denn, daß wir, wenn wir zu uns kommen, uns mit diesen Händen und diesem Munde und dieser Stimme wiederfinden? Er aber hatte keine Auswege – ihm kamen für immer die menschlichen Augen und Behausungen abhanden. Jetzt wenigstens, wo er tot ist, müßte er Frieden haben.
- Erster: Ich glaube nicht, daß er des Friedens bedurft hätte. Wer denn hatte mehr Frieden gehabt denn er, als er sich in den Felsen verbergen und den Mond anheulen konnte? Ich habe genug in den Wäldern gelebt, um zu wissen, daß die Bäume und die Tiere nichts Heiliges scheuen und zum Himmel nur aufblicken, um Laute von sich zu geben oder zu gähnen. Auch gibt es etwas, das sie den Herren des Himmels gleichmacht: was sie auch anstellen mögen, sie haben keine Reue.
- Zweiter: Wenn man dich so sprechen hört, möchte man meinen, das Los des Wolfes sei ein erhabenes Los.
- Erster: Ich weiß nicht, ob ein erhabenes oder ein niedriges. Hast du aber jemals von einem Tier oder einer Pflanze sagen hören, sie seien ein Menschenwesen geworden? Hingegen wimmeln diese Gegenden

von Männern und Frauen, die der Gott anrührte – und einer ward Strauch, einer Vogel, einer Wolf. Und wie frevelhaft jener Mensch auch gewesen, ihm ward für die Untaten, die er verbrochen hatte, zuteil, daß er keine roten Hände mehr hatte, daß er der Reue und der Hoffnung entging, daß er sein Menschsein vergaß. Empfinden die Götter etwa anders?

Zweiter: Eine Strafe ist eine Strafe, und wer sie verhängt, handelt wenigstens insofern mitleidig, daß er dem Frevler die Ungewißheit nimmt und die Reue zu Schicksal umwandelt. Wenn auch das Tier die Vergangenheit vergessen hat und nur noch für die Beute und den Tod lebt, so bleibt doch noch sein Name, bleibt doch, was er gewesen. Die sagenhafte Kallisto ist auf dem Hügel begraben. Wer weiß noch von ihrem Frevel? Die Herren des Himmels haben sie streng bestraft. Eine Frau – sie war schön, heißt es – in eine Bärin zu verwandeln, die heult und weint, die Nacht für Nacht aus Angst in die Häuser zurück will! Das war ein Tier, das keinen Frieden hatte. Da kam ihr Sohn und erlegte sie mit der Lanze, und die Götter rührten sich nicht. Es heißt gar, daß es sie gereute und sie ein Sternbild aus ihr machten. Doch ihr Leichnam blieb und wurde bestattet.

Erster: Was meinst du damit? Ich kenne die Geschichte. Und daß Kallisto sich nicht zu fügen verstand, ist nicht Schuld der Götter. Das verhält sich geradeso, wie wenn jemand schwermütig zum Bankette ginge oder sich auf einem Leichenbegängnis betränke. Wäre ich ein Wolf, ich wäre Wolf auch im Schlafe.

Zweiter: Du kennst nicht den Weg des Blutes. Die Götter fügen dir nichts hinzu und sie nehmen dir nichts. Nur daß sie mit einer Berührung dich festnageln, wo du gerade angelangt bist. Was früher Wille und Wahl war, enthüllt sich dir als Schicksal. Doch bleibst du der, der den Wohnstätten entflohen ist, du bleibst der alte Lykaon.

Erster: Willst du behaupten, Lykaon habe unter den Zähnen der Hunde gelitten wie ein Mensch, den man mit Hunden hetzte?

Zweiter: Er war alt, am Ende seiner Kräfte. Du hast ja zugegeben, daß er sich nicht zu wehren verstand. Während er lautlos auf dem Gestein verendete, dachte ich an jene alten Bettler, die bisweilen vor den Höfen stehenbleiben, und die Hunde erdrosseln sich mit Zerren an den Ketten, um sie beißen zu können. Auch das kommt vor im Bereiche der Häuser, da unten. Sagen wir also, er habe gelebt wie ein Wolf. Doch sterbend und bei unserem Anblick begriff er, daß er ein Mensch war. Das sagte er uns mit den Augen.

Erster: Freund, und glaubst du, er hätte Wert darauf gelegt, unter der Erde zu faulen wie ein Mensch, er, der als das letzte, was er sah, jagende Menschen sah?

Zweiter: Es gibt einen Frieden jenseits des Todes, er gilt für uns alle. Er gilt für die Lebenden, er gilt für den Wolf, der in uns allen west. Uns fiel es zu, ihn zu töten. Befolgen wir wenigstens den Brauch und überlassen wir das Beschimpfen den Göttern. So kehren wir heim nach unseren Häusern mit sauberen Händen.

(Deutsch von Otto von Taube)

Erinnerungen an Henri Matisse

„Der alte Bouguerau ist tot, und Neues gibt es nicht“, hatte Corinth gesagt. Was werden wir finden, wenn wir nach Paris kommen? Die Impressionisten hatte man in Berlin gezeigt, van Gogh und Gauguin waren auch bekannt, aber was gab es an jungen arbeitenden Künstlern 1907 in Paris?

Der Berliner Impressionismus von Liebermann war in Holland von Israel befruchtet und angeregt worden und wirkte weiter auf die junge Generation. Corinth hatte anfangs der neunziger Jahre einige Zeit in Paris gearbeitet und war über München nach Berlin gekommen. Oskar Moll hatte für mich immer Edvard Munch als Lehrer vorgeschlagen, aber da dieser nie in Berlin war, kam er nicht in Frage. Nun wollten wir, um einmal aus dem gewohnten Milieu herauszukommen, zusammen in Paris arbeiten. Auf Überraschungen konnten wir gar nicht rechnen, aber die alte Malerstadt übte noch immer ihren Reiz aus und versprach Anregung.

Die erste große Überraschung war das Haus von Karl Ernst Osthaus in Hagen und dessen Sammlung moderner Franzosen. Der Kontakt mit moderner Architektur wurde dort gleichzeitig für uns lebendig. Obwohl wir in der Dresdener Ausstellung viel gesehen hatten, wirkte es doch sehr überzeugend, dies alles nun bei Osthaus und auch in Haus Schede bei Hermann Harkort wiederzufinden. Neben Emile Bernards Bildern, der uns durch den Briefwechsel mit Cézanne bekannt war, waren wir besonders von einem schönen Stilleben von Matisse beeindruckt. Wir wurden also bereits neugierig.

In Paris fanden wir bald eine möblierte Wohnung in der Rue de la Grande Chaumière, die neben der gleichnamigen Akademie und auch neben der Akademie Collarossi lag, was für die Arbeitsmöglichkeiten sehr vereinfachend war. In dem üblichen Abendakt, den wir von Anfang an besuchten, wurden wir von Bekannten auf einen Künstler aufmerksam gemacht, der eifrig zeichnete. Eingehüllt in einen schwarzen Schafsfellmantel, das wuschelige Fell nach außen, mit rötlichem kurz-quadratisch geschnittenem Vollbart, mit markanten Zügen, die großen Augen von einer Brille bedeckt – eine Erscheinung, an der man nicht vorbeisehen konnte. – Das war Henri Matisse.

Nachdem wir etwas vertrauter mit der Umgebung geworden waren, hörten wir von seinen Donnerstagnachmittagen, an denen man sein Atelier unangemeldet besuchen konnte. Am Quai Saint Michel gelegen, mit schönem Ausblick auf die Seine, war der Arbeitsraum beschränkt und klein. Wir waren mit Purrmann hingegangen, und da an diesem ersten Nachmittage keine anderen Besucher kamen, konnte uns Matisse sehr ausführlich in sein Schaffen einführen und uns einen Überblick über seine ganzen Entwicklungsjahre geben.

Zu gleicher Zeit erfuhren wir auch etwas von seiner Lebensgeschichte. Die frühen Aktbilder, die er noch auf der Akademie gemalt hatte, welche er, wie das in Paris üblich war, bis zu seinem 29. Lebensjahre besucht hatte, zeigten schon eine große Selbständigkeit und waren von einer Sicherheit der Zeichnung, die eine seiner stärksten Qualitäten ist. Besonders einen Akt habe ich immer wieder betrachtet. Man spürte schon in diesen frühen Arbeiten die Schönheit und die sehr gedämpfte Harmonie in der Farbe sowie den Versuch,

das organisch Charakteristische eines Körpers klarzumachen und den Ausdruck einer Stellung bewußt zu steigern. Sein Lehrer Moreau hatte, wie Matisse berichtete, dies schon damals erkannt und bei der Korrektur im Vorbeigehen bemerkt: „Ihnen brauche ich nichts zu sagen, Sie wissen selbst, was Sie wollen!“

Matisse hatte früh geheiratet, und die ersten Jahre waren nicht immer leicht gewesen. Seine Frau hatte zeitweise einen Hutladen gehabt, in dem sie sich abends trafen. Frau Matisse war eine sehr liebenswerte Erscheinung, die auf nette Art ihre Besucher zu unterhalten wußte. Wir lernten sie noch in dem Hauskleid kennen, dessen Stoff Matisse als „Madras“ bezeichnete und der auf zweien ihrer Porträts wiederkehrt. Eines davon haben wir besessen. Matisse hatte das eine dieser Porträts nach dem Stoff „Madras rouge“ genannt. Damals lebte die Tochter Marguerite und der jüngste Sohn Pierre mit ihnen zusammen, Jean war bei den Großeltern.

In den Jahren nach dem Besuch der Akademie hatten die Probleme der Farbe sich in den Vordergrund gedrängt, und ein Kreis gleichgesinnter Malerfreunde hatte sich mit Matisse zusammengefunden. Hierzu gehörten Puy, Manguin, van Dongen, Vlaminck und andere, die damals in einem gemeinsamen Atelier ihre Studien trieben. Matisse war der Kopf der Gruppe. Sie nannten ihn „le professeur“. In der Öffentlichkeit erhielt dieser Kreis bald den Namen „Les Fauves“.

Nachdem wir die Bilder dieser frühen Periode in Ruhe betrachtet hatten, kamen wir zu den schon stark komponierten Entwürfen. Da war ein entzückendes Bild: drei Frauen am Meer, das bald unser Eigentum wurde. Die Farben waren Gelb, Rot, das Meer blau, die Figuren stark umrandet. Das Bild wirkte groß, obgleich es nur vielleicht 60 mal 75 cm groß war. Dasselbe Motiv entwickelte Matisse später zu einem großen Bilde „Baigneuses à la tortue“, das sofort nach seiner Entstehung von Osthaus für 3000 frs gekauft wurde. Auf diesem Bilde waren die Farben auf Grün, Blau und Ocker gestimmt. Es stand noch längere Zeit in seinem Atelier.

Matisse zeigte uns außerdem Landschaften, die er in Collioure gemalt hatte, wo er mehrere Jahre lebte. Wenn er auf diese Zeit zu sprechen kam, erinnerte er sich: „Ce que j'ai été malheureux là bas!“ – Er meinte, wie schwer er damals mit seinen Problemen gekämpft hatte.

Dann kam eine etwas bessere Zeit, in der „Les Fauves“ einen kleinen Kunstladen in Montmartre fanden, die Galerie Weil, die sich für diese jungen Künstler einsetzte, ihre Bilder laufend ausstellte und ihnen so zu kleinen Einnahmen verhalf. Die Namen dieser Maler waren allmählich bekannt geworden, „Les Fauves“ waren schon ein Begriff, als Matisse zu dem Entschluß kam, die Probleme der Kunst noch einmal von einer anderen Seite her ganz neu anzupacken:

Die Form war als Gegengewicht zur Farbe hinzugekommen. In Paris tauchten, von Madagaskar mitgebracht, Skulpturen der Neger auf und machten in ihren auf Ausdruck gerichteten klaren, großen Formen starken Eindruck auf Matisse. Er fing an zu modellieren. Jetzt entstand der „Sklave“ neben einigen Frauenakten: Matisse hatte ihm die Arme abgeschnitten. Er sagte, sie hätten sich dem Ganzen nicht eingeordnet. Nicht weniger als drei Jahre hatte ihn diese Arbeit in Anspruch genommen! Ich konnte mich nicht enthalten,

einzuwerfen: demnach habe er an dem „Sklassen“ mit Unterbrechungen gearbeitet?, worauf Matisse entgegnete, er habe 1800 frs Modellgeld an den Mann gezahlt, der ihn zum Schluß noch enttäuschte, da er – wohl durch die regelmäßigen Einkünfte – zu dick geworden sei.

Matisse begann dann die „starken Formen“, zu denen ihn die Negerplastik und seine Bildhauerarbeit geführt hatten, auf seine Malweise zu übertragen. – Er war sich des Gewichtes eines solchen Schrittes voll bewußt: wenn er bei seiner nunmehr bekanntgewordenen Malweise verblieb, konnte er mit einem progressiven Verkauf seiner Bilder rechnen. Wenn er aber „seine Palette wechselte“, war das ein Schritt, der mit seiner Frau und den Freunden ernsthaft diskutiert und erwogen werden mußte. Trotz aller Widerstände und Ablehnungen, die seine Absicht fand, entschloß er sich dennoch dazu. Seine Freunde vermochten nicht, ihm in dieser Fortentwicklung zu folgen. Aber Matisse suchte neue Verwirklichung, und er setzte sich durch. Noch heute kann man fast mit Sicherheit das Jahr dieses entscheidenden Umschwungs erkennen, besonders wenn man sein Werk mit dem der andern Maler vergleicht, die in den gewohnten Bahnen blieben.

Sein damaliger Schritt war so kühn, daß Matisse in den Ausstellungen mit diesen neuen Werken großes Aufsehen erregte. Bald hatte er auch das Glück, zwei anerkannte Sammler zu finden, die die Qualität seiner Arbeit erkannten. So wies uns Matisse zu Michael Stein und dessen Frau, um deren Sammlung kennenzulernen. Michael war vor ein paar Jahren aus San Franzisko herübergekommen, ebenso sein Bruder Leo Stein, der einen Haushalt mit der Schwester Gertrude führte. Beide Brüder hatten mit sicherem Instinkt Matissebilder als die stärksten Zeitdokumente erkannt und besaßen, als wir nach Paris kamen, schon eine beträchtliche Anzahl von ihnen.

Leo Stein und seine Schwester begannen allerdings damals schon, sich auf das Sammeln von Picasso-Bildern umzustellen. Sie besaßen Arbeiten aus der blauen und der rosa Periode und auch die ersten Bilder, in denen Picasso Einflüsse von Negerplastik zeigt, auf die ihn Matisse seinerzeit aufmerksam gemacht hatte.

Alle vier Steins lebten sehr eigenwillig. Leo Stein glich einem Mönch, wenn er auf der Straße mit Kapuzencape und Sandalen erschien. Auch Gertrude trug damals stets Sandalen und kleidete ihre kleine, starke Figur in Reformgewänder. Michael war ein stiller, sympathischer Mann, dessen Frau Sarah Malerin war und dadurch wohl mit den Anstoß gegeben hatte, nach Paris überzusiedeln. Mit Michael verband uns bald eine nette Freundschaft, die auf unseren gleichen Interessen beruhte.

Das Ereignis dieses Herbstes war der „Salon d'Automne“, wo auch Matisse gut vertreten war. Ich erinnere mich u. a. an ein Porträt von Marguerite. Rousseau zeigte sein Urwaldbild mit dem Löwen. Ein großer Raum war für Edvard Munchs Bilder reserviert, aus der Zeit, in der er vor allem Krankenschwestern malte. Von Munch sagte damals einer unserer Freunde: „Man muß trinken, um so zu malen“, während Rousseau uns ein interessanter Outsider zu sein schien.

Hier lernten wir auch die Bilder der unter „Fauves“ bekannten Maler kennen und gewannen so allmählich einen geschlossenen Überblick über den Stand der damaligen Malerei.

Abgesehen von diesen ernst zu nehmenden Bestrebungen hingen gegenüber den Matisse-Bildern z. B. Malereien eines Ungarn, der wohl die letzten Formen von Matisse übernommen hatte, ohne aber auf dessen Grundlagen und Entwicklung zu fußen. Eine russische Malerin war mit einem Bilde vertreten, auf dem ein Mann hockte, der mit spitzen Zähnen in sein eigenes Bein biß – man sah deutlich das Blut rinnen. Diese beiden abwegigen Beispiele sind mir noch in der Erinnerung geblieben.

Matisse berührten solche Nachahmer sehr schmerzlich, da er seine Wege so offensichtlich mißverstanden sah. Er erinnerte sich selbst an eines seiner Bilder, das er vor Jahren, 1897, ausgestellt hatte: „La desserte“, auf dem auch eine Wasserkaraffe gemalt war. Er hatte die Ausstellung besucht, um dort zu hören, was die Besucher zu seinem Bilde sagen würden, und mußte es erleben, daß das Publikum aggressiv reagierte und – da gerade in Paris die Bakterien aktuell waren, wurden die Tupfen auf seinem Gemälde als Bazillen angesprochen. Man spannte Regenschirme auf, um sich gegen eine Infektion zu schützen!

Aus diesen Erfahrungen heraus wollte Matisse keine ähnlichen Demonstrationen vor seinen und den Bildern seiner Freunde sehen. Der Anblick dieser mißverstandenen Kunst im „Salon d'Automne“ ließ in ihm daher den Gedanken und den Wunsch an die Gründung einer Schule wach werden, um Einfluß auf diese Nachahmer zu gewinnen.

Der Plan war im Augenblick leicht zu realisieren: Aus dem kleinen Atelier auf dem Quai Saint Michel, wo wir Matisse kennengelernt hatten, war er ausgezogen und lebte jetzt in einem der weitläufigen Klöster, das die Nonnen derzeit wegen des Kirchenstreites hatten verlassen müssen. Einen andern Teil des Klosters bewohnte Rodin, und im „Couvent des Petits Oiseaux“ wurde Raum für den Unterricht gefunden.

Im Januar war es soweit! Außer meinem Mann und mir waren Purrmann, Leo Stein und Mrs. Sarah Stein, zwei amerikanische Maler, Max Weber und Patrik Bruce, dort. Oskar Moll gehörte damals schon der Berliner Sezession an und war bekannt durch seine Schneebilder. Eines davon hing in München im Museum. Purrmann war jünger, er hatte schon mehrere Jahre mit Stuck in München gearbeitet.

Von Patrik Bruce sagt Gertrude Stein in der Autobiographie von B. Toklas in ihrer amüsanten Art: „Bruce, Patrik, Horace Bruce war einer der frühesten und eifrigsten Matisse-Schüler, und bald malte er kleine Matisse. Aber glücklich war er nicht. Als er sein Unglück erklären wollte, sagte er: ‚Sie reden immer von der Tragik der großen Künstler – trotzdem sind sie große Künstler. Der kleine Künstler hat die ganze Tragik und die ganzen Probleme des großen Künstlers – aber er ist trotzdem halt kein großer Künstler!‘“

Max Weber und Bruce haben heute in New York großen Erfolg. – Wir waren jedenfalls damals alle keine Anfänger. Ich selbst war die jüngste und die einzige Bildhauerin.

Es dauerte einige Monate, bis wir zum Malen und Modellieren kamen. Zuerst mußten wir unser Geld zusammenlegen, um eine überlebensgroße Gipsfigur zu erstehen. Vor diesem antiken Krieger saßen wir dann eine ganze Woche lang, vor uns den weißen Zeichenblock – sieben Tage lang vor der selben Zeichnung, jeden Tag 3–4 Stunden. Einmal in der Woche kam Matisse,

um nachzusehen, was wir getan hatten, und sprach zu uns in der überraschendsten, schönsten und aufschlußreichsten Weise über die Kunst. Es war stets wie in einem hohen Universitätskolleg.

Samstags besuchten wir dann die Museen, um unsere Kenntnisse der alten Meister zu vervollkommen, denn auch das gehörte zu Matisse's künstlerischer Erziehung.

Sehr viel später erst begannen die andern nach Modellen zu malen, während ich zum Ton, zum Modellieren kam.

Matisse sagte mir einmal: „Ein Körper muß vor allen Dingen sein inneres Gleichgewicht haben. Kein Eisen oder Draht ist zum Aufbau nötig. Sie müssen nur aus dem Material, in dem Sie arbeiten, entwickeln. Sehen Sie sich einen Baum an, er ist ein menschliches Wesen: fest im Boden, seine Zweige nach allen Richtungen ausbreitend, gleich einem Menschen, der seine Arme braucht, um im Gleichgewicht zu bleiben.“

Ein anderes Mal sagte er: „Ein Auge ist zuallererst ein Auge.“ Matisse sah in der Tat jeden Teil des Körpers als ein einzelnes an. „Ein Auge ist ein Auge – und nachdem der Maler alle Teile einzeln studiert hat, unterwirft er sie der größeren Form. Verlieren Sie nie den ersten Eindruck, der Sie zu einer Arbeit veranlaßt. Wenn Sie z. B. eine Landschaft malen, hören Sie nicht mit Regen auf, wenn Sie mit Sonnenschein anfangen.“

Ein andermal sprach er über seine Malweise: „Der Impressionist setzt die Komplementärfarben eine neben die andere, um die Atmosphäre einer Landschaft zu geben. Er vermehrt oder vermindert die Anzahl der verschiedenen komplementären Tupfen, z. B. Rot neben Grün, je nachdem er zum Licht oder zum Schatten übergeht. Ich kann mit Hilfe des Auges große Flächen zu einer Einheit zusammenfassen, darum arbeite ich in Flächen. Sobald ich eine Farbe auf meine Leinwand setze, ändert sich für mich der Anblick des Ganzen, und mein Geist beginnt weiterzuarbeiten, so daß mit jeder neuen Farbe, die hinzukommt, das Bild entsteht. Ich bin durch die Periode des Pointillismus gegangen, und meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß ich das, was ich aussagen will, durch die größeren Flächen vereinfache und dadurch größere Ruhe erziele. Ich gebe so dem Beschauer meiner Bilder ein Gefühl der Entspannung und Erholung zugleich.“

Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen ging Matisse's Streben immer nach der Schönheit. Allerdings kam es dann dazu, daß er uns sagte, als wir vor einem besonders schönen Aktmodell arbeiteten und wenig erfolgreich waren: „Die Vollkommenheit dieses Mädchenkörpers macht es so schwer für Sie!“

Im Gegensatz zu seiner früheren Malweise nahm er jetzt für die Schatten nicht die Komplementärfarben, also nicht Rot gegen Grün, sondern er setzte vielleicht ein dunkles Rot gegen ein helleres – trotzdem die Grundfarben des Spektrums über die Leinwand verteilend. „Das Auge vereinigt diese Farben.“ Und so konnte er die sogenannten kalten Farben auch für die Objekte und nicht nur für die Schatten verwenden.

Wenn wir nach solchen Erläuterungen ihm sagten, daß wir ihn verstünden, war seine Antwort: „Dies alles hat nichts mit Kunst zu tun, ich möchte nicht, daß Sie von hier mit ‚Malrezepten‘ fortgehen.“

Matisse, dieser starke, vitale Gegenwartsmensch, der stets mit offenen

Augen durch die Welt ging, nie in einem Omnibus eine Zeitung las, aus Furcht, daß ihm ein Augenerlebnis entgehen könnte, war aller toten Romantik, aller toten Wissenschaft abhold. Er lehnte es ab, sich mit der Philosophie von Jean Jacques Rousseau auseinanderzusetzen, da diese Ideen in unserm Leben schon verarbeitet seien. In sich ruhend, bezog er alles, was Kunst oder Umwelt an ihn heranbrachte, auf sein Werk.

Die Poesie und die Harmonie seiner Bilder entsprach seiner Vorliebe für „Paul et Virginie“. Auch die starke Gestaltungskraft von Balzac, wie sie in „Cousine Bette“ zum Ausdruck kommt, bewunderte er sehr. Daß er seine Studienplätze öfters gewechselt hatte, hing nicht mit der Landschaft, sondern im wesentlichen mit der Atmosphäre zusammen. Das milde, farbige Licht in Korsika, die bunte Farbigkeit Nordafrikas, die silbrige Helle in Nizza hatten ihn an diese Orte gelockt.

Die Matisse-Schule wurde in Kürze bekannt und war alsbald überlaufen. Aber nie mehr war Matisse so aufgeschlossen, so überströmend in der Mitteilung seiner Erkenntnisse und Erfahrungen, so anregend in seinen klugen Unterweisungen und Gesprächen über Kunst, Künstler und unsere Arbeit wie in diesen ersten beglückenden Monaten!

Matisse begann in dieser Zeit mein Portrait zu malen. Wir hatten eine Fotografie des Bildes, das Lovis Corinth in Berlin von mir gemalt hatte, erhalten. Als Matisse dieses Foto sah, sagte er: „Das ist aber nicht Frau Moll, so wie ich sie sehe. Sie ist viel jugendlicher. Ich möchte gerne selbst einmal ein Portrait versuchen!“ – Mein Mann und ich waren sehr angetan von diesem Gedanken. Wir sprachen über den Preis, und 1000 frs waren recht hoch für uns. Es waren damals 800 Goldmark.

„Wenn Sie das Bild später nicht mögen, behalte ich es selbst – aber malen möchte ich es!“

Er sprach alsbald von seiner Absicht, das Portrait mit einer Wachslösung zu malen, und zeigte mir eine Flasche, die eine Lösung von Wachs mit Terpentin enthielt. Diese Mischung wollte er der Farbe statt des üblichen Malmittels beimischen. Er wies auf ein damit gemaltes älteres Bild, polierte es mit einem Wollappen und meinte, es bekäme dadurch einen so schönen, seidenweichen Glanz.

So ging ich also täglich für drei Stunden in Matisses Atelier und versäumte dadurch meine eigenen Studien. Es war mir nicht erlaubt, auf die Leinwand zu sehen, aber ich beobachtete eifrig seine Pinsel und seine Palette, während er die Farben mischte, und gewann ein starkes Gefühl für die Logik seiner Arbeit. Ich wußte, was gemalt werden sollte. Jede Farbe, die er ändern wollte, entfernte er vorsichtshalber von der Leinwand. So sei das Bild „prima“ gemalt, meinte er. Und so war meine weiße Bluse bald grünlich und bald lila.

Nach der zehnten Sitzung sandte er mich fort. Ich aber konnte noch einen Blick auf das Bild werfen – es gefiel mir sehr. Matisse sagte, er wolle unterbrechen und in den Louvre gehen.

Als ich zur nächsten Sitzung wiederkam, war das Bild fertig, ohne daß ich ihm noch einmal dafür sitzen mußte. Im ganzen hatte er elfmal daran gearbeitet.

Aber als wir nun das fertige Bild zum erstenmal sahen, waren wir recht enttäuscht. Nach meinem Gefühl war alle Ähnlichkeit verschwunden, und Matisse gab selbst zu, daß im Louvre ein Bild von Veronese auf ihn so tiefen

Eindruck gemacht habe, daß er versucht war, meinem Portrait die gleiche „Grandeur“ zu geben, die er in dem Veronese fühlte.

Das Bild wurde unser, und wir liebten es mehr und mehr. Es war in unserm Besitz bis nach dem zweiten Weltkrieg, dann aber verloren wir es dennoch. – Es ist eines der schönsten und wichtigsten Bilder von Matisse. André Salmon, der Kunstkritiker, war ganz begeistert. Er schrieb: „Ich könnte den Mann töten, der es besitzt – um es mein Eigen zu nennen.“

Während mein Bild gemalt wurde, hing hinter mir das große Bild, das Osthaus gekauft hatte. Nun kamen die russischen Sammler Tschukin und Morosow nach Paris. Als sie „La dame à la tortue“ sahen, waren sie so begeistert, daß sie Matisse drängten, eine Kopie für sie anzufertigen, was Matisse aber nach langem Zögern ablehnte. Daraufhin bestellten sie zwei andere große Bilder, die sie in den gleichen Farben wünschten. Diese waren selbstverständlich nicht mehr so preiswert wie unsere. Matisse war der Situation gewachsen und verlangte für jedes Bild im Auftrag 20000 frs (damals 16000 Mark).

Waren diese Bilder erst einmal abgeliefert, dann konnte Madame Matisse ruhigen Herzens auch Anschaffungen für ihren Haushalt machen. Glücklicherweise war sie vor kurzem einmal heimgekehrt: sie hatte Betttücher im Bon Marché gekauft. Matisse aber war gleichen Tages in einer andern Richtung in der Stadt unterwegs gewesen: ein wunderbarer Perserteppich hatte es ihm angetan. Das Muster wollte ihm nicht aus dem Sinn: „Qu’il est beau! Qu’il est beau!“ So hörte es Frau Matisse bis zum nächsten Tag. Beides aber – Teppich und Betttücher anzuschaffen – war unmöglich. Was blieb Frau Matisse übrig – sie ging zum Bon Marché, brachte die Betttücher zurück und holte ihr Geld wieder ab. Das konnte man damals in Paris! Und der Teppich wurde sofort gekauft. – Allabendlich saß nun der Meister gelassen im Lehnstuhl, sann dem milden Rauch seiner großen Zigarre nach und ließ genießerisch die Blicke über die wunderschönen Farben und Ornamente seines Teppichs wandern!

Nachdem mein Portrait fertig war, wurden wir freundschaftlich zum Diner um sechs Uhr eingeladen – in die große, neue Wohnung im Kloster des Petits Oiseaux. Harmonisch wirkte der große Wohnraum, die hohen Fenster gaben ein warmes Licht vom Garten her. Durch das Grün der alten Bäume blickte man auf Rodins Atelier hinüber. Es ging festlich her, und Matisse in seiner ungezwungenen Art wies munter auf die Vorbereitungen hin: der Italiener Cézar, unser Aktmodell, war zum Servieren engagiert und prangte in Matisses weißem Sommeranzug. Zudem hatte der Meister sich bei Vollard Rat für den Sekt geholt, den er uns vorsetzen wollte. Mißtrauisch rührte er in der guten Gemüsesuppe herum und behauptete, da sei noch reichlich Sand auf dem Boden seines Tellers. Das Curry-Huhn dagegen war trefflich geraten und mundete allen ausgezeichnet.

Munter und vergnügt saßen wir lange beisammen. Beim Plaudern kamen wir auch auf die deutschen Weihnachtsbräuche zu sprechen. Matisse interessierte sich dafür, und das brachte uns auf den Gedanken, seinen beiden Kindern einmal ein deutsches Weihnachtsfest zu bereiten.

Sicherlich gibt es in Paris alles, was man braucht – man muß nur wissen, wo! So ausgefallene Dinge wie Christbaumkugeln, Lametta, Kerzenhalter und einen Tannenbaum gibt es dann irgendwo auch. – Wir fanden alles nach eifrigem, liebevollem Suchen auf der „Cité“. So kamen auch wir zu einem deut-

schen Weihnachtsbaum, den mein Mann und ich für uns allein nicht angezündet hätten. –

Im Sommer kehrten wir nach Deutschland zurück und trafen uns alle in Heidelberg wieder. Wir ahnten nicht, daß wir auch das nächste Weihnachtsfest wieder mit Matisse zusammen verbringen sollten. Diesmal in unserm Berliner Heim.

Zur Ausstellung seiner Bilder bei Cassirer kam Matisse nämlich nach Berlin. Er wurde bei allen Künstlern „herumgereicht“, und seine Bilder erregten Aufsehen und große Bestürzung. Freunde, die sie zum erstenmal bei uns sahen, glaubten, es handle sich um einen Aprilscherz. So befremdend wirkte damals selbst auf Fachleute diese Malerei. Kurz zuvor hatte Cassirer wohl die erste Cézanne-Ausstellung gehabt – sonst aber waren die jungen Pariser Maler in Berlin noch völlig unbekannt. Ich übersetzte damals die „Notes d'un Peintre“ ins Deutsche. Nachdem ich sie August Gaul anvertraut hatte, sah ich sie niemals wieder. Vielleicht zirkulieren sie heute noch in Berlin.

Dann kam der Weihnachtsabend heran: wir hatten unsere englischen Freunde, den Cellisten des Klinglerquartetts und seine Frau, eine Pianistin, zu uns gebeten. Beide sprachen recht gut Deutsch. Dazu kam der Schriftleiter des Blaubuchs, Heinrich Ilgenstein mit seiner Frau. Ilgenstein hatte gerade einen Majestätsbeleidigungsprozeß hinter sich und sollte bald ins Gefängnis wandern. Das gab Gesprächsstoff genug. Als nun unser Freund Matisse dazukam, wurde uns für die Unterhaltung angst und bange, da er kein Wort Deutsch sprach. Allerdings mit einigen Ausnahmen: aus dem Krieg 70/71 hatte er immer erzählen gehört, daß die deutschen Soldaten „Fleisch“ verlangt hätten und „Brot“. – Mit diesen beiden deutschen Wörtern renommierte er spaßes halber des öfteren. Wir übersetzten also hin und übersetzten zurück – und das gegenseitige Interesse war so lebhaft, daß auch Matisse munter mitredete und wir alle uns bei Speis und Trank fröhlich und von Herzen einander zugetan fühlten.

Die Matisse-Schule bestand von 1909 bis 1911. Matisse konnte sein Leben jetzt immer angenehmer gestalten. Als wir ihn das nächstmal in Paris besuchten, besaß er ein eigenes Haus. Die Wände des Speisezimmers schmückten Aquarelle von Cézanne. Bis zum ersten Weltkrieg fuhren wir jedes Jahr nach Paris und waren mit Matisse zusammen.

Nach 1918 sahen wir uns nicht wieder. Ich erinnere mich an ein Geburtstagstelegramm, das wir ihm gesandt hatten. Es hat ihn aber wohl nicht erreicht. Seine Tochter Marguerite trafen wir später einmal, sie ist mit dem Schriftsteller und Kritiker Duthuit verheiratet. Der Sohn wurde Kunsthändler in New York.

Mit herzlicher Teilnahme habe ich dann von Matisses Hinscheiden vernommen. Obgleich sein Leben erfolgreich und erfüllt war, obgleich er uns ein reiches Lebenswerk hinterließ – wir werden seine lebendige Gegenwart immer vermissen. Bis zuletzt hat er uns Zeugnisse seiner Kunst und seines Genies gegeben – aber daß auch die Freude, ihm in neuen Werken immer wieder zu begegnen, uns genommen wurde, erfüllt uns mit Trauer. So ist er lebendige Vergangenheit geworden.

Argentinisches Mosaik

Begibt sich innerhalb Europas, dieses ach so differenzierten, ach so uneinigen, ach sich immer wieder zerfleischenden Wiegenerdteils der okzidental-humanitas ein geistig Schaffender in ein anderes Land, so entfernt er sich eigentlich niemals von seiner inneren Mitte. Er kann fast alles voraussetzen, dessen er bedarf, um sich, wenn auch in anderer Sprache und abgewandelten Lebensverhältnissen, unschwer verstanden zu fühlen. Eine zweitausendjährige gemeinsame Geschichte – gemeinsam trotz aller Zerklüftungen und vielleicht eben wegen dieser Zerklüftungen – bietet an jedem Ort die Möglichkeit, Auge in Auge dem Miteuropäer gegenüber sich als Glied einer und derselben Schicksalsgenossenschaft zu erkennen. Die ähnliche kulturelle Grundlage verleiht auch heute noch eine Sicherheit des Verstandenwerdens, an der selbst die beispiellosen Kriege unseres Jahrhunderts und alle politischen Umwälzungen wenig zu ändern vermochten.

*

Wie anders ist es für einen bestellt, der aus der Stammheimat nach einem südamerikanischen Land auswandert! Vor ein paar Jahrhunderten, oft vor ein paar Jahrzehnten gab es an heute dichtbesiedelten Plätzen nur eine Eingeborenenniederlassung, bisweilen überhaupt kein menschliches Dasein. Ein Haus oder ein Baum, die drei Menschenalter erlebt haben, gelten bereits als traditionsumwobene Sehenswürdigkeit. Und oft ist gar nicht weit vom Rand der Großstadt die Natur noch völlig unberührt. Straßen verlieren sich an ihrem Ausgang bisweilen plötzlich im Erdmeer der Pampa. Ich erinnere mich an den Besuch eines jungen Deutschen aus Paraguay, der mir erzählte, unweit der väterlichen Estanzia hausten im Urwald an von Krokodilen bevölkerten Flußläufen völlig nackte Indianer, die jeden eindringenden Weißen als Todfeind betrachteten. Als wir auf der Karte die Entfernung von Buenos Aires bis zu jenem Gebiet ausmaßen, betrug sie nicht viel mehr als tausend Kilometer. Hier also eine weltstädtische Metropole, zivilisatorisch Paris und London keinesfalls unterlegen, und zwei Flugstunden davon das Vegetieren von Menschen im Urzustand! Hier allabendlich Konzerte mit Beethovenscher Musik, Aufführungen von Wagner-Opern im zweitgrößten Theaterbau der Erde, Vorträge über Shakespeare und Goethe, Kollegs über Nietzsche und Heidegger – tausend Kilometer weiter Menschenraub und Menschenmord beim eintönigen Klang der Holzinstrumente, Dschungel voll wilder Tiere, Berge, die nie ein Fuß erstieg.

*

Auch die dem Verkehr erschlossene, in ihren grandiosen Formen an die Alpen erinnernde oder sie gar übertreffende Gebirgswelt der Anden läßt in Wahrheit keine Vergleiche zu. Viele spüren es nicht, was der feiner Organi-

sierte sofort gewahrt: daß es ein anderes ist um Berge, die seit Jahrtausenden von Menschaugen gestreift, und solche, die erst vor kurzem entdeckt wurden, Zeugen des ersten Schöpfungstags, die plötzlich das Dröhnen der metallenen Riesenvögel aus ihrer Einsamkeit weckte. Hermann Graf Keyserling hat in seinen „Südamerikanischen Meditationen“ mit genialer Witterung die Einflüsse der Landschaft auf die heutigen Bewohner geschildert. In der Tat weben sie sogar bis in die Großstädte hinein, für welche ich, was ihren europäischen Charakter betrifft, eine Einschränkung machen muß: manchmal lehnen sich an himmelragende Wolkenkratzer erbärmliche einstöckige Häuser, vor den Außenvierteln ducken sich zahllose Wellblechbaracken und Lehmhütten, in denen sich das Leben fast so primitiv abspielt wie im Urwald, wenn die berufstätigen Insassen auch tagsüber in dem einzigen, oft der neuesten Mode entsprechenden Gewand auf den Hauptstraßen Stadtmenschen vortäuschen mögen.

*

Die in Buenos Aires zusammenströmende Menge ist in allen ihren Schichten aufs bunteste gemischt. Dutzende von Völkern aus allen Erdteilen haben ihre Abkömmlinge hierher gesandt, von denen die meisten sich dem noch kaum die Mehrheit zählenden spanischen Element angepaßt haben, zum mindesten in der Sprache. Auffallend stark ist der italienische Bevölkerungsanteil, vor allem der süditalienische. Zentraleuropa ist nicht weniger vertreten als der Nahe und Ferne Osten; lediglich die Neger haben hier keinen nennenswerten Bestand, während sie in Brasilien eine erhebliche Quote ausmachen. Nur zehn von hundert Argentinern sind indianischer Abstammung, aber auch unter ihnen überwiegen weitaus die Mestizen, so daß die reinblütigen Indianer nur eine bescheidene Minderheit unter den 20 Millionen Einwohnern des beinahe 3 Millionen Quadratkilometer umfassenden Staatsgebiets bilden. 16 Millionen leben in Städten, die sich mit Ausnahme einiger weniger, in denen sich die stattliche Architektur der ersten Kolonialzeit erhalten hat, allesamt bis in die Einzelheiten gleichen: die Kirche, das Rathaus, die Bank, die Kaufläden, die Cafés, die Schulen sind sich überall erschreckend ähnlich, der Hauptplatz ist allorts der gleiche; man könnte das Ganze abtragen und an einer beliebigen Stelle wiederaufbauen, nichts würde dabei gewonnen, nichts verloren werden. Überflüssig zu sagen, daß ein solches Milieu die Einwohner, gleich welcher Herkunft, monoton ausprägt.

*

Hingegen besitzt die Landbevölkerung in ihrer Bodenständigkeit eine Reserve an kraftvollen, eigenwilligen Charakteren. Das hat sich gerade in diesem Jahr gezeigt, als die Befreiung von der schmählichen Diktatur Peróns, der sich auf ein demagogisch verhetztes Industrieproletariat stützte, von den Provinzen her durchgeführt wurde. Der über die Heimatgrenzen hinaus bekannte Romanschriftsteller Eduardo *Mallea* bezeichnet das Landesinnere als „das unsichtbare Argentinien“ und schreibt darüber: „Die Wirklichkeit, die vor diesen Menschen steht, ist ‚unveröffentlicht‘. Sie müssen sich doppelt anstrengen, weil zugleich Verstand und physische Leistung von ihnen verlangt

werden. Ich habe Landleute gesehen, die schmerzgebeugt vor den plötzlich verwüsteten Feldern standen, als sich der gefräßige Heuschreckenschwarm in die Luft hob. Ich habe Menschen gesehen, die angesichts der anhaltenden Dürre ein bittendes Gesicht zum Himmel richteten, am nächsten Tag eine zornige Grimasse und dann wiederum ein Bittgebet. Ich habe Menschen mit einem Halstuch als einzigem Schutz aufs Feld gehen sehen, ungeachtet ihrer Geschwüre und des nahen Todes, um ja rechtzeitig und in aller Eile zu pflügen. Ich habe von Ärzten gehört, die in der Einöde Qualen litten, weil sie am Lager eines sterbenden Kranken kein wirksames Instrument zur Hand hatten, und ich habe erfahren, daß mein kundiger Vater einmal in voller Verlassenheit mit seinem sterilisierten Taschenmesser einen Leib öffnete, in der Not der Stunde, überwallt von unendlichem Mitleid, bedroht vom Ehemann der Patientin, nachdem Trostlosigkeit und Verzweiflung ihren Höhepunkt erreicht hatten.“

*

Nach dieser Schilderung begreift man, daß der Tod in meiner argentinischen Wahlheimat, obwohl sie von den Weltkriegen verschont blieb, stets sichtbar an der Strecke steht. Ich denke an die einstündige Bahnfahrt, die ich so viele Male nach meinem Wochenendhaus zurücklege. Auf beiden Seiten der Gleise modern die Gerippe von Pferden und Kühen am selben Ort, wo sie starben. Unmittelbar daneben weiden die lebenden Tiere, ohne daran denken zu müssen, daß früher oder später ihre Reste gleichermaßen verwesen werden. Aber sind die Durchschnittsmenschen, die mechanisch den Hut vor einem der zahlreichen Leichenwagen im Großstadtgetriebe ziehen, so sehr nachdenklicher? Wie der Tod in der Riesenstadt seiner Würde und Bedeutung beraubt ist, zeigt ein Aufenthalt auf den „Fried“-Höfen, wo in den Hauptzeiten die Leichenautomobile mit der genau berechneten Regelmäßigkeit von Verkehrsfahrzeugen eintreffen und abgefertigt werden. Auch das Klima und die von ihm abhängigen gesetzlichen Bestimmungen über die Leichenbestattung innerhalb weniger Stunden nach dem Ableben sorgen dafür, die Hinterbliebenen zu überrennen, die sich nicht einmal die Mühe machen, Trauerkleidung anzulegen. In der feucht brütenden Hitze des Sommers scheinen die tödlichen Pfeile allenthalben zu lauern. Jeder, der einmal in seinem Garten nacheinander giftige Riesenspinnen, Moskitos, Raupen und andere Baumschädlinge, ekle Asseln und Käfer getötet hat, immer auf der Hut vor Bissen und Stichen, muß sich bisweilen fragen, warum nicht ihn im nächsten Augenblick das gleiche Schicksal zerdrückt, das er anderen Lebewesen unablässig bereitet. Oder ist den meisten diese Gesamtschau versagt, die sie selbst in alles Werden und Vergehen einschließt? Immer wieder stoße ich auf solche, die über anderer Unglück, Mißgeschick, Krankheit, Sterben sprechen, als ob all das einen selbst nicht auch in derselben Stunde überfallen könnte.

*

Angehörige aller Berufe und Altersklassen gehen auch im südlichen Teil der Neuen Welt kaum mehr in sich. Die spanische Sprache hat das Wort *ensimismar* = zu sich selbst kommen, in sich selbst eintauchen. Wer besitzt

noch eine Vorstellung davon? In dem Friseurgeschäft, wo ich mich seit Jahren allwöchentlich bedienen lasse, erlebe ich regelmäßig, wie sich Angestellte und Kunden leidenschaftlich über diesen oder jenen Sport ereifern, dessen Siege und Niederlagen sie wie eigene empfinden. Aber weit mehr: sie identifizieren sich derart mit ihrem „Helden“, daß sie gewissermaßen sein ganzes Dasein bis in private Einzelzüge mitleben. Wagt jemand etwas Nachteiliges über diesen „alter ego“ zu sagen, wird das als persönliche Beleidigung aufgefaßt. Ja, solche Fanatiker ertragen eine gegen sich selbst gerichtete Kränkung viel leichter als die geringste Kritik an ihrem Abgott. Bei Streitereien um Gestalten, die oft nur aus Zeitungsberichten bekannt sind, kommt es häufig zum gänzlichen Stillstand der Tätigkeit. Personal und Kundschaft fahren gegeneinander los und werfen sich Schimpfwörter an die halbeschorenen oder halbrasierten Köpfe. Offenbar ist das Bewußtsein der eigenen Person so schwach geworden, daß, um sich überhaupt fühlen zu können, eine Ersatzperson nötig wird, die an die Stelle der eigenen tritt. Würden sich die Vorgänge bei irgendeinem Wettkampf abspielen, so wären sie verständlich. Aber diese Empörung um Abwesende, die man meist nicht einmal gesehen hat und nur aus Meldungen anderer kennt, ist nicht nur komisch, sondern unheimlich, und enthüllt einen Zustand, der nur in der Gegenwart so weit gedeihen konnte.

*

Auf meiner letzten Schiffsreise nach Europa hatte ich eine Begegnung, die, gerade weil sie auf hohem Meere stattfand, mich belehrte, wie verarmt das Innenleben auch der Seemannsjugend sein kann, die eigentlich durch die stete Berührung mit Wind und Wellen und den Besuch fremder Zonen noch einen Schuß Romantik im Blut tragen sollte. Meine Tagebucheintragung lautet: „Am vordersten Bug lehnt ein junger Matrose, den Kopf vornüber geneigt, in die aufschäumende Flut sehend. Wovon mag er träumen? Ich stelle mich neben ihn auf den schmalen Platz, der mir bleibt. Nach einer Weile wird er mich gewahr und dreht mir sein Gesicht zu, ein ausdrucksloses, unrasiertes Jungmännnergeseht mit nichtssagenden Augen und einem verwaschenen Mund. Woran er gedacht habe, frage ich. ‚An nichts‘, ist die Antwort. Er zählt 21 Jahre und stammt aus Buenos Aires. Was er von der Reise mitbringe? Nun zeigt er auf die nackten Arme. Auf jedem hat er sich ein Schiff eintätowieren lassen. Auf dem linken einen Dampfer in New York, auf dem rechten ein Segelschiff in London. Die letzte Tätowierung ist noch keine drei Wochen alt und hat die Haut an einigen Stellen böß entzündet. Ob er sich noch mehr Tätowierungen machen lassen wolle? ‚Jawohl, mindestens noch zwei.‘ – ‚Wozu?‘ – ‚Als Erinnerungen an die Seereisen.‘ – Ich bemerke, halb im Scherz, halb im Ernst, daß ich keine solchen Tätowierungen nötig habe, die Erinnerungen lebten in meinem Herzen so lebendig, daß ich sie mir nicht in die Haut einbrennen lassen müsse. Der Matrose sieht mich verständnislos an. Wenn er so alt sein wird wie ich, überlege ich, wird er am Feierabend seine Arme betrachten. Ich möchte heute schon wissen, woran er beim Anblick seiner Tätowierungen denken wird. . .“

BLICK IN DIE ZEIT

W. E. SÜSKIND

Heinrich Heine nach hundert Jahren

Bei keinem Klassiker hängt so sehr wie bei diesem alles am persönlichen Zugang. Aber ist Heine überhaupt ein Klassiker? Und wenn er einer ist, gilt das nicht von allen, daß sie zwar einen gesicherten Standort im allgemeinen Bewußtsein der nachfolgenden Geschlechter haben, daß aber erst die persönliche Beziehung – so, wie Aladins Reiben an der Lampe – den Geist aktualisiert und wirksam macht? Bis hinein in die sehr konkrete und politische Frage unserer revisionsbedürftigen schulischen Unterrichtspläne würde sich eine Neudurchsicht der Klassiker – vielmehr unseres Verhältnisses zu ihnen – dringend empfehlen; man würde da seine blauen Wunder erleben. Indessen findet solche Inventur weder den Großen noch den Kleinen gegenüber statt. Man verläßt sich darauf, daß auf dem einstweilen noch vorgeschriebenen Wege der Dissertation hinlänglich wissenschaftliche Beschäftigung mit den Klassikern erfolgt, daß auf dem Wege der Verlagsproduktion immer mal wieder eine Literaturgeschichte aufgelegt wird und daß auf dem Wege kalendarisch festgelegter Aktualität sogar in der Tagespresse von Achim von Arnim bis Heinrich Zschokke jedes Lichtlein durchschnittlich zwei- bis dreimal im Jahrhundert aufglimmen darf. Ob zur Definition eines Klassikers nicht auch dessen bildhafte Präsenz im Bewußtsein des Volkes gehört, bleibt dabei offen. Soweit die Festredner darauf zu sprechen kommen, setzen sie solche Präsenz als vorhanden voraus.

In Heines Fall nun ist unsere, die heute erwachsene Generation vor besondere Schwierigkeiten gestellt, aber auch in besonderem Maße zu einer persönlichen Aussage herausgefordert. Er war in unserer Jugend zweifellos ein Klassiker. Er stand nicht nur im Bücherschrank auf dem betreffenden Brett, sondern er gehörte unter den Klassikern zu den ganz wenigen, die das geistige Gebaren der Elternhäuser tatsächlich und merklich einfärbten, wenn auch vielleicht nur in der Art, wie Gelegenheitsgedichte abgefaßt und wie die Grade der häuslichen Sentimentalität temperiert wurden. So betrachtet, kam Heine gleich nach Schiller und Goethe; ja, wenn man allen bewußten Bildungskult abzog und nur die unbewußten Einflüsse gelten ließ, stand er vielleicht sogar an erster Stelle. Wiederum wurde uns gerade zu einem Zeitpunkt, da unser Lebensalter uns ohnedies von ihm entfernte, vom autoritären Pöbel zugemutet, ihn zu verleugnen und in die Flamme oder womöglich in den Schmutzeimer zu legen – und da erhoben sich nun die komplizierten, alle Sachlichkeit durchkreuzenden Fragen, ob man ein vielleicht längst gedochtenes, literarisch wohl zu verantwortendes kritisches Pechkränzlein mit in den Scheiterhaufen werfen sollte oder ob es anständiger sei, über dieses wie jedes andere Opfer der Rassengesetze von Stund an kein abschätziges Wort mehr zu sprechen; die Frage schließlich, ob die Abneigung gegen den Tyrannen einen nicht nötige, fast wider besseres Wissen die absolute Größe und Gültigkeit dieses Dichters zu behaupten. Glückliche, wem solche Skrupel erspart blieben. Immerhin, unserer Generation waren sie aufgegeben – und deshalb trifft die Behauptung vielleicht doch zu, daß für unser Verhältnis zu Heine der persönliche Zugang alles ist.

Meine Begegnung mit Heine ist von derselben Ausgabe vermittelt worden, die ich noch heute bei mir stehen habe: einer Ausgabe der „sämtlichen Werke“ in zwölf Teilen, gebunden

in vier grünen, jugendstilgeschmückten Leinenbänden. Die Ausgabe trägt keine Jahreszahl; dem Einband nach und wegen des eingeklebten Firmenzeichens einer „Kgl. Hofbuchhdl.“ in Stuttgart möchte ich annehmen, daß meine Eltern sie – 1900 – als Hochzeitsgeschenk bekommen haben. Das ist schon typisch – auch das mit der Königlichen Hofbuchhandlung und mit Stuttgart, der Stadt, die bei Heine mehrmals als Inbegriff des muffigsten Spießbürgertums vorkommt, in der aber andererseits die Schutzpatrone seiner politischen Publizistik – Cotta und Gustav Kolb – zu Hause waren. Fünfzig Jahre nach Heines Tod gehörten seine Werke also zum selbstverständlichen Grundstock einer bürgerlichen Bibliothek und wurden einem jungen Ehepaar zur Hochzeit gestiftet. Nicht ebenso selbstverständlich aber (oder grade?) ist es, daß ich die vier Bände nach dem Tode meiner Mutter an mich genommen haben muß, unter den nicht sehr vielen Büchern, die ich im Rucksack zu mir aufs Land retten konnte, bevor die Wohnung meiner Eltern in Hitlers späteren Feuersbrünsten unterging. Es ist vielleicht nur ein Zufall; doch bezeugt es, daß mir damals Heine immerhin zu der kleiner gewordenen Bildungswelt gehörte, die ich, was an mir lag, komplett zu bewahren trachtete – als Marschgepäck, um es in der mir verhaßten Sprache jener Jahre zu sagen. Dies der eine meiner Zugänge zu Heine. Der andere, nicht weit davon abgelegen, ging über die Musik – jene mittlere, im doppelten Sinn des Wortes dilettantische und doch so ungeheuer edle und fürs Leben stärkende Hausmusik, wie sie damals in einem auf sich haltenden bürgerlichen Haushalt noch selbstverständlich geübt wurde. Ich kann mich nicht erinnern, daß Heine in den Unterhaltungen öfters zitiert oder daß ich zu seiner Lektüre besonders ermuntert worden wäre; im gesungenen Wort aber habe ich ihn wahrscheinlich schon aufgenommen, bevor ich noch lesen konnte.

Das nenne ich ein Eindringen in den Bildungsleib, wahrscheinlich nachhaltiger als alles, was heutzutage in dieser Hinsicht von Radio und Bildungsmagazin bewerkstelligt wird. In der Komposition der großen Meister – hier namentlich Schumanns, aber auch schon Schuberts – ist das Wort des Dichters ja nicht nur enthalten, sondern mindestens rhapsodisch, in aller Regel aber auch geistig ausgedeutet und ins Relief getrieben, wie es kein Literaturprofessor je vermag. Dieser nämlich, der Historiker, kann nur interpretieren und einordnen vor dem Hintergrund der geschichtlichen Entwicklung. Der Komponist aber, zumal wenn er Zeitgenosse ist, macht uns verständlich, wie der Dichter als lebendiger Geist unter lebendigen Geistern gewirkt hat und weshalb er selbst in dem, was uns heute als seine Schwäche, seine Unart und Manier erscheint, für seine Zeit aufregend gewesen ist. „Du bist wie eine Blume“, gut, da mag die Komposition nicht wesentlich über den Text hinausführen: über seine gesalbte, wohl im Augenblick des Entstehens schon routinierte Gefühllichkeit. Aber nehmen wir ein etwas früheres Gedicht: Die Lotosblume – da haucht es wahrhaftig aus Schumanns Vertonung von einer scheuen, blumenstengelhaft gewundenen Zartheit, und was uns inhaltlich an den drei Strophen als unerträglich sentimental anmuten mag, fällt ab, und das Gedicht selber „entschleiern freundlich sein frommes Blumengesicht“, vielmehr es entschleiern seine dichterischen Meriten, die vom gelesenen Inhalt zugedeckt waren, aus der gesungenen Form aber unverfälscht hervorleuchten. Die Kühnheit, wie das erste Verbum gewählt ist („Die Lotosblume ängstigt“); die Einschleierung – wie einer orientalischen Braut! – in der ersten Strophe (ausgedrückt in der Melodie durch den Schritt abwärts beim Wort „...erwartet“); in der dritten Strophe dann das Auf- und Abblühen in dem fünffachen „und“:

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh;
Sie duftet und weinet und zittert...“

– und schließlich das Absinken in der von Schumann als Refrain wiederholten Schlußzeile:
„Vor Liebe und Liebesweh.“

Absichtlich ist's hier an einem Gedicht exemplifiziert worden, das wir nicht zu Heines stärksten rechnen können. Sicher hat der grobe Reiz eines exotisch eingekleideten Sujets, diese ganze Kostümage mit chinesischen, islamischen, indischen, notfalls sogar grönländischen Attrappen der Lyrik Heines einen Teil ihres Publikumserfolgs verschafft und sie gleichzeitig von Hause aus literarisch entwertet. Doch genügt das nicht als Erklärung, vielmehr muß angenommen werden, daß ein ganz eigentümlicher Duft der Empfindung es war, der von diesen Gedichten eines jungen unbekannten Menschen ausging und sie den größten Meistern der Liedkunst als vertonungswert erscheinen ließ. Fast noch interessanter als Schumanns ist Schuberts Tonsprache bei der Interpretation Heines. Sein Lyrismus ist ja stets gesanglicher, getragener, auch geistig vertiefter als derjenige der flirrenderen, mehr auf Stimmungs-Kongenialität ausgehenden Tonsprache Schumanns, und da ist nun auffallend, daß einige von den „pathischsten“, leidensvollsten Höhepunkten bei Schubert sich anlässlich Heines ergeben. Ich denke nicht an das reizende „Fischermädchen“, das als Strophenlied, und nicht an „Die Stadt“, die als illustrativ behandelte Musik auch anderen Texten zugeordnet sein könnte, wohl aber an den „Doppelgänger“. Über den absoluten Rang dieses Liedes in Schuberts Werk läßt sich streiten. Was uns hier interessiert, ist das hohe Pathos, das Schubert aus dem Gedicht herausgelesen hat, und zwar weniger da, wo es – in der Mittelstrophe – mit Sforzati und Oktavensprung („vor Schmerzengewalt“) offenkundig pathetisch zugeht, sondern in den rezitativisch behandelten Molltönen am Anfang und am Schluß, wo wiederum eine für uns inzwischen verschüttete Ausdrucksgewalt der Heineschen Lyrik erst in der Übersetzung ins Musikalische wieder offenbar wird.

Es ist sehr die Frage, ob ohne solche Nachhilfen die Lyrik Heines heute noch für uns lebt. Hüten wir uns, allzu schnell die Antwort Nein zu geben. Das Fortleben eines Dichters spielt sich ja nicht allein auf die Weise ab, daß er vom dahinschmelzenden Stamm der literarisch Lesenden mit Genuß und Genugtuung aufgenommen wird. Viel nachhaltiger (wenn auch in der Regel für den literarischen Nachruhm weniger zuträglich) ist das außerliterarische Fortleben, das sich ausdrückt in einer Einflußnahme des betreffenden Dichters auf den geistigen Habitus seines Volkes. Das Urteil: „Er hat für den Zeitgeschmack geschrieben“, das dichterische GröÙe im allgemeinen ausschließt, kann im Falle Heines die dichterische GröÙe nicht aufheben, nur verschleiern, weil Heine den Zeitgeschmack, für den er schrieb, zu großen Teilen selbst erst geschaffen hat. Von einem bestimmten Zeitpunkt an war es kaum mehr möglich, ein Naturerlebnis, wenn man es schon in Vorstellungsbilder fassen wollte, anders auszudrücken als in der entweder pathetisch-gefühligen oder ironisch-lyrischen Manier Heines, und ebenso ging alles, was im seelischen Haushalt unserer Großeltern und Eltern in Form von Gelegenheitsgedichten, Stammbucheinträgen und sonstigen Schmuckvignetten stattfand, von dem bis dahin üblichen klassizistisch-allegorischen Tonfall des 18. Jahrhunderts zu der verbürgerlichten Neutönerei des Mannes aus Düsseldorf über. Man braucht, um dies festzustellen, nur ein beliebiges Jungmädchen-Tagebuch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts oder einen Briefwechsel junger Verlobter aus eben dieser Zeit zu lesen. Nicht mehr aus Schiller speiste sich stilistisch der Abiturient, wenn er seine Abgangsrede zu halten hatte, sondern recht gern in Vers und Prosa aus Heine, denn längst war aus dem polizeilich verfolgten Jungdeutschen ein hoffähiger Dichter geworden, dessen Loreley so sehr die patriotischen Gefühle ansprach, daß es selbst im Dritten Reich Mühe kostete, das Lied aus dem deutschnationalen Bestand auszumerzen. Es lieÙe sich denken, daß sogar die objektivsten Vorbehalte, die wir gegen Heines Lyrik zu haben glauben, in Wahrheit gar nicht objektiv sind, sondern unserer Immunität gegen das in der Jugend Eingepfropfte entspringen.

Angesichts solcher Überlagerungen ist es schwer – schwerer als bei irgendeinem anderen Dichter –, zu einem zuverlässigen Urteil zu kommen. Heines Schicksal, den Zeitgeschmack,

sagen wir besser: den Gemütsausdruck einer ganzen Epoche vorweggenommen zu haben, hat ihn in gewisser Hinsicht zu dem großen Säkularisator und Verderber der deutschen Poesie gemacht. Sie hat mit ihm die überlieferten Höhenpfade verlassen und den absoluten Rang verloren, der der englischen Dichtung das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch bewahrt blieb und den bei uns die Revolution Georges und Hofmannsthal's nur mit einiger Gewalt-samkeit wieder herstellen konnte. Vielleicht aber macht uns diese Erkenntnis doch allzu blind; vielleicht läßt sie uns übersehen, welche Befreiungs- und Bereicherungstat es gleich-wohl war, die Heine im „Buch der Lieder“ vollbrachte. Sicher war es vom Übel, daß fortan jede mittelmäßige seelische Aufwallung des sprachbegabten Ichs als gedichtwürdig galt; auf der anderen Seite, wie epochemachend war dieser siegreiche Einzug des Ichs mit seinen neuen Empfindungsbezirken für das literarische Leben in Deutschland! Wie belebend war diese Unbefangtheit, mochte sie selbst zuweilen zur Unverschämtheit werden! „Auf den Wolken ruht der Mond / Eine Riesenpommeranze. . .“ Oder: „Der Wind zieht seine Hosen an / Die weißen Wasserhosen. . .“ – solche Gedichtanfänge neuen Tons und dabei überzeugenden poetischen Ranges hatte es noch nicht gegeben. Dazu die raffinierte und sich doch ganz natürlich gebende Überkreuzung der poetischen mit der sozialen Sphäre. Gewiß, es gibt dergleichen auch bei Chamisso und schon bei Claudius. Aber doch nicht mit der, man muß fast schon sagen, volksliedhaften Selbstverständlichkeit, mit der Heine es bringt: „Das ist ein schlechtes Wetter / Es regnet und stürmt und schneit. . .“ – nach diesem Anfang plötzlich das Interieur mit dem alten Mütterlein und dem Kuchen, der gebacken werden soll „fürs große Töchterlein. / Die liegt zu Haus im Lehnstuhl / Und blinzelt schläfrig ins Licht / Die goldenen Locken wallen / Über ihr süßes Gesicht.“ Natürlich ist das hart am Kitsch. Andererseits ist es schon vollendeter Renoir.

Noch einmal ist zu sagen, daß ich Heine absichtlich da anpacke, wo wir am reserviertesten gegen ihn geworden sind. Über die Gültigkeit der späten Gedichte – im Romancero und aus dem Nachlaß – hat nie ein Zweifel bestanden. Dieser Ton krank gewordener, gleichsam ausgedörrter Leidenschaft im Schmerzgewande des Zynismus klingt uns nach hundert Jahren womöglich noch gewaltiger ins Ohr als den an behaglichere Töne gewöhnten Zeitgenossen. Doch ist auch diese Grenzziehung ungerecht. Gewiß gehören die Walküren, die Historien vom König David, vom Goldenen Kalb, vom Dichter Firdusi, gehören die Schmerzensschreie von der Matratzengruft der letzten Phase an. Aber Belsazer – frisch wie am ersten Tag – steht bereits im Buch der Lieder, und ebenso das Lied des Gefangenen, der Arme Peter, die Grenadiere, alle die Stücke, in denen Schumann den Balladendichter Heine fast noch kongenialer erspürt hat als den Lyriker. Und weiter Atta Troll und Deutschland, die beiden epischen Gedichte? Sie sind von Hause aus mehr politische Prosa in gebundener Form; dennoch ist auch die poetisch oder wenigstens sprachlich befruchtende Kraft in ihnen unvermindert. Seitdem Heine den spanischen Trochäus als das Versmaß entdeckt hatte, in dem sich's in unserer Sprache am natürlichsten und sozusagen gesprächigsten einherdichten läßt, war sowohl fürs Gedicht wie für die diskursive Prosa ein neuer Ausgangspunkt ge-wonnen.

Ist das nicht genug? Dabei wäre erst noch ein langes und breites über den Publizisten Heine zu sprechen, den Feuilletonisten, Journalisten, oder wie wir den Verfasser der Reise-bilder, der Französischen Zustände und der umgekehrt zur Unterrichtung der Franzosen geschriebenen Arbeiten über Deutschland nennen wollen. Ob die im Lexikon gerühmte kulturelle Mittlerschaft Heines zwischen den beiden Völkern sehr weit gereicht hat und ob seine Aussagen über beide sehr stichhaltig sind, mag dahingestellt bleiben. Darin liegt aber auch gar nicht die vornehmste Bedeutung dieser Arbeiten. Die liegt vielmehr im Kultur-geschichtlichen, im Soziologischen: in der Emanzipation, die Heine für den Schriftsteller

in der Welt des öffentlichen Lebens erstritten hat. In seinen für Cottas allgemeine Zeitung geschriebenen Artikeln hat er für den Bereich der deutschen Literatur zum erstenmal das Beispiel gesetzt, daß die Existenz eines Schriftstellers, sogar eines lyrischen Dichters und diejenige eines politischen Publizisten miteinander vereinbar sind und sich nicht weh tun. Stilgeschichtlich sieht das so aus: Heine hat die Kategorie des politischen Feuilletons überhaupt erst geschaffen und damit der deutschen Presse ein Geschenk gemacht, von dem sie bis heute zehrt. Aber nicht nur der Presse, sondern der deutschen Sprache überhaupt. Denn die zunächst einfach journalistisch gemeinte Prosa des Korrespondenten und Reiseschriftstellers Heine hat so viel Überredungsgewalt in sich gehabt, daß sie normativ wurde für die gesamte „gebildete“ Sprechweise im großstädtisch gewordenen Deutschland seit 1850. Was heute in der Tagespresse, auf dem Kabarett, in der Ansagerkunst des Rundfunks normale Umgangssprache ist – diese auf Faßlichkeit, trockenen Witz, großstädtische Intellektualität zupointierte Prosa, die in keiner höfischen und keiner regionalen Sprachlage, sagen wir, von 1800 ihr Vorbild hat – ist ohne die Einwirkung Heines nicht zu denken. Wohl hat es vor ihm in zahlreichen Fällen den sublimen Witz von der Art Lessings und Lichtenbergs gegeben, aber doch immer nur als die individuelle Ausstrahlung einzelner Hommes d'Esprit und Meister der Polemik, nicht aber mit dieser weiterwirkenden Kraft. Wenn heute ein Künstler wie Werner Finck mit einer Selbstverständlichkeit, die man nicht zu gering schätzen sollte, seine vom Wortwitz in den Tiefsinn reichenden Pointen streut („der engste Kontakt ist heute immer der Ängste-Kontakt“), dann geht solche Pointierungskunst geradewegs auf Heine zurück, der von einem Pianisten berichtet, er habe so laut gespielt, daß man nicht einen Pianisten Dreyshock, sondern drei Schock Pianisten zu hören geglaubt habe.

So hört unser Gedächtnisblatt scheinbar auf einer Note der Heiterkeit auf, in Wahrheit aber auf einer Note der Ehrfurcht. Denn mögen wir auch nur halbgläckliche Kinder unserer Zeit sein, so wären wir doch verächtlich, wenn wir anders als mit Ehrfurcht von dem dächten, was uns geschaffen hat. Ob zum Begriff des Klassikers nicht auch dessen sichtbare Präsenz im Bewußtsein des Volks gehöre, so hat meine erste Frage gelaute. Nun, wenn nicht im Bewußtsein des Volks, so doch in seiner Ausdrucks-, Denk- und Reagierweise ist der große Heinrich Heine äußerst gegenwärtig, war es sogar, als sein Name verfeimt war – und so bin ich dafür, daß wir uns schon darum zu ihm bekennen, daß wir ihn schon darum mit Dankbarkeit als einen unserer Klassiker verehren, so gut wie unsere Eltern.

HEINZ STEINBERG

Frischer Wind bewegt auch Bücher

Zur kulturpolitischen Situation der Öffentlichen Büchereien

Wer in einer deutschen Stadt von 80000 Einwohnern aus dem Bahnhof kommt und einen zehnjährigen Jungen, der ihm begegnet, nach dem Weg zur Bücherei fragt, dem wird der Bub schwerlich Bescheid geben können, zumal es durchaus möglich ist, daß die Stadt gar keine nennenswerte Bücherei hat, deren Standort entsprechend bekannt wäre. Wer in einer englischen Stadt von 80000 Einwohnern einen zehnjährigen Jungen nach dem Weg zum Theater fragt, dem wird der englische Bub ebenfalls keinen Bescheid geben können, zumal es durchaus möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, daß die englische Stadt gar kein Theater hat. Wer aber den deutschen Jungen nach dem Theater und den englischen nach der Bücherei fragt, wird in beiden Fällen Erfolg haben.

Woran liegt das? Die Antwort ist leicht für jeden, der das Leben deutscher und englischer Städte kennt. Der kulturelle Mittelpunkt einer größeren deutschen Stadt ist das Theater, der kulturelle Mittelpunkt einer größeren oder auch kleineren englischen Stadt zweifellos die Bücherei. Deutsche bewundern, wenn sie nach England kommen, die Büchereien. Engländer bewundern, wenn sie nach Deutschland kommen, die Theater. Nun zahlen weder Deutsche noch Engländer gern Steuern. Tatsächlich aber wenden deutsche Steuerzahler sehr viel Geld auf für Theater, die hohe Subventionen erfordern, englische Steuerzahler viel Geld für Büchereien.

Die Frage, ob die Deutschen oder die Engländer ihr Geld zweckmäßiger ausgeben, ist unzweckmäßig gestellt. Daß die Engländer mit ihren Büchereien einen unvergleichlich größeren Personenkreis erfassen als die Deutschen mit ihren Theatern, läßt sich freilich nicht leugnen. Ein beachtliches Gegenargument aber bedarf der Erwähnung. Die deutsche Vorliebe für das Theater ist geschichtlich bedingt, und kein Volk mißachtet ungestraft seine kulturelle Überlieferung. Es gab ein deutsches Nationaltheater, ehe es eine deutsche Nation gab. So hoch man auch die Wirkungen englischer Büchereipolitik veranschlagen mag – man würde leichtfertig handeln, wollte man auf Grund englischer Erfahrungen die deutschen Büchereien nun etwa auf Kosten der Theater fördern.

Ebenso leichtfertig aber wäre es, wollte man diese englischen Erfahrungen mißachten und die deutschen Volksbüchereien weiterhin das kümmerliche Dasein fristen lassen, das sie – im ganzen gesehen – bis heute fristen. Der Artikel 5 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland beginnt mit folgendem Satz: „Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten.“ Ist daraus nicht auch die Pflicht des Staates abzuleiten, solche Quellen fließen zu lassen? Wenn der einzelne Bürger das Recht hat, seine Meinung zu verbreiten, müßte ihm doch der Staat zugleich die Möglichkeit geben, sich ohne finanzielle Opfer über Fragen der Wissenschaft, der Kunst und der Politik zunächst einmal eine wohlfundierte Meinung zu bilden! Dazu aber sind in jeder Stadt und in jedem Dorf Büchereien nötig, und zwar Büchereien in jeder Stadt, die nicht aus Personalmangel zweimal in der Woche drei Stunden, sondern täglich zehn Stunden geöffnet sind, und zwar Büchereien, die im ganzen zehnmal so viel Bücher haben müßten, als heute in ihnen stehen.

„Deutschland braucht Büchereien“ heißt eine Broschüre, mit der die Unesco vor vier Jahren insbesondere das Gewissen derer aufzurütteln versuchte, die über die Verwendung öffentlicher Gelder zu befinden haben – mit einem gewissen Erfolg, über den noch zu berichten ist. Vorher aber sei noch ein besonderer Grund für die Förderung besonderer Büchereien aufgewiesen. Das Gesetz über das jugendgefährdende Schrifttum verbietet die öffentliche Werbung für minderwertige Verlagsprodukte, soweit ein sorgsames und mit allen rechtsstaatlichen Sicherungen ausgestattetes Prüfverfahren festgestellt hat, daß sie geeignet sind, die Entwicklung junger Menschen zu gefährden. Gerade wer das Gesetz für nötig hält und befriedigt feststellt, in welchem Maße es immerhin die Auslagen unserer Kioske verändert hat, sollte sich nicht zugleich damit abfinden, daß wir die gute Literatur der überwiegenden Mehrzahl unserer Kinder vorenthalten. Das Lesebedürfnis der Jugendlichen wird heute von den deutschen Volksbüchereien auch nicht im entferntesten befriedigt. Das beweist unwiderleglich der Andrang zu jeder der wenigen Jugendbüchereien, deren Buchbestand, Personal, räumliche Gestaltung und örtliche Lage billigen Anforderungen halbwegs genügen.

Einen finanziellen Hinweis möge man zuerst auch in diesem Zusammenhang nicht verschmähen. Unter dem früheren Schund- und Schmutzgesetz soll das Verfahren, das nötig war, um ein einziges Buch auf die Verbotsliste zu setzen, im Durchschnitt viertausend Mark gekostet haben. Für viertausend Mark verkauften die Buchhändler vor 1933 tausend gute

Jugendbücher, deren jedes in den Büchereien erfahrungsgemäß etwa hundert Leser findet, bis es unbrauchbar ist. Daß der Nutzen, den tausend gute Bücher stiften, die hunderttausendmal gelesen werden, geringer sein sollte als der Schaden, den die Restauflage eines einzigen schlechten Buches anrichtet, das ohnehin in keiner Volksbücherei steht, ist für den rückschauenden Betrachter nur schwer einzusehen – auch wenn er zu den viertausend Mark die entsprechenden übrigen Ausgaben der Büchereien stillschweigend addiert.

Damit ist bereits angedeutet, daß der Aufwand, den ein großzügiger Ausbau unseres öffentlichen Büchereiwesens erfordern würde, zwar nicht unbeträchtlich wäre, aber doch keineswegs so unverhältnismäßig hoch wie die Verwaltungskosten, die manches leider notwendige Gesetz dem Steuerzahler auferlegt. Knapp vierzig Pfennig pro Kopf der Bevölkerung kosteten im Haushaltsjahr 1952 die öffentlichen Büchereien in der Bundesrepublik. Das ist, grob geschätzt, der vierzigste Teil von dem, was wir für Universitäten und Hochschulen ausgeben. Der entsprechende Aufwand des Auslandes für die Büchereien, nicht nur Englands, sondern auch der Vereinigten Staaten und aller skandinavischen Länder, liegt heute zwischen drei und sechs Mark jährlich pro Kopf der Bevölkerung, dürfte aber noch steigen. Um allmählich den Anschluß an das büchereipolitisch entwickelte Ausland zu gewinnen, müßten wir also unsere Aufwendungen für das öffentliche Büchereiwesen wenigstens verzehnfachen.

Selbstverständlich ist das nicht von heute auf morgen möglich. Um so dankbarer zu begrüßen sind die – wenn auch bescheidenen – Fortschritte, die seit dem Erscheinen der erwähnten Unesco-Broschüre erzielt wurden. Wir sind weitergekommen unterdessen – kaum zwar in den Dörfern, auch nicht (abgesehen von wenigen erfreulichen Ausnahmen) in den Kleinstädten, aber doch in mehreren Großstädten (besonders Nordrhein-Westfalens) und vor allem in den drei Stadtstaaten Bremen, Hamburg und Berlin.

Den Berlinern hat die Eröffnung der Amerika-Gedenkbibliothek im September 1954 den entscheidenden Auftrieb gegeben. Die Amerika-Gedenkbibliothek, errichtet durch eine Millionenspende des amerikanischen Volkes zum Gedenken an die Blockadezeit, ist heute die stärkstenbenutzte Bücherei Deutschlands, obwohl erst ein Sechstel ihres Magazinraumes mit Büchern gefüllt ist. Daß 420 Garderobenhaken für die Besucher nicht ausreichen würden, hatte der Architekt für unmöglich gehalten. Daß nicht nur die Romane kaum noch zu sehen sind, daß in dem großen Freihandlesaal, in dem jeder sich selbst sein Buch in Ruhe aussuchen kann, vielmehr auch die Regale der Biographien, der Reisebeschreibungen, der politischen Literatur beständig erschreckend leer bleiben, daß sich die Lücken auch in den Reihen der naturwissenschaftlichen und technischen Fachwerke, der Kunst- und der Musikabteilung nicht mehr schließen, obwohl Vielverlangtes auch in vielen Exemplaren angeschafft wurde, ist für jeden, der es sieht, ein nachhaltig wirksames Argument gegen romantisierenden Kulturpessimismus. Es ist einfach nicht wahr, daß die Masse keine guten Bücher liest. Man muß sie der Masse nur zugänglich machen.

Dieses Argument verfehlte auch nicht seinen Eindruck auf das Berliner Abgeordnetenhaus, das sich nicht zuletzt durch den offensichtlichen Erfolg der Amerika-Gedenkbibliothek veranlaßt sah, nun auch die Volksbüchereien der Berliner Bezirke tatkräftig zu fördern, deren Leserzahlen übrigens seit Eröffnung der Gedenkbibliothek nicht nur nicht gesunken, sondern gestiegen sind. Das Abgeordnetenhaus beschloß eine erhebliche Personalvermehrung, die den Bezirken eine Verlängerung der Öffnungszeiten ermöglichen soll, und eine Erhöhung des Buchbestandes im laufenden Haushaltsjahr. Vor allem aber beauftragte es den Senat, einen Zehnjahresplan vorzulegen, der eine Verdoppelung der Büchereien und zahlreiche Umbauten bereits vorhandener Büchereien für den Freihandbetrieb sowie eine schrittweise Erhöhung des Buchbestandes um etwa 50% vorsehen soll. Danach würde Berlin (West),

wenn man die mutmaßliche Entwicklung der Amerika-Gedenkbibliothek mitrechnet, in zehn Jahren knapp halb soviel Bücher in seinen öffentlichen Büchereien haben wie Einwohner. Das reicht nun noch immer nicht aus, denn Finnlands Hauptstadt Helsinki zum Beispiel hat bereits heute genauso viel Bücher wie Einwohner und strebt aus gutem Grunde noch nach Vermehrung des Bestandes. Innerhalb Deutschlands aber stünde gerade das wirtschaftlich so bedrängte Berlin in zehn Jahren an erster Stelle der Großstädte, wenn nicht noch Hamburg oder Bremen, deren Buchbestand heute etwa ein Viertel der Einwohnerzahl beträgt, ihm in edlem Wettstreit den Rang ablaufen.

So beispielhaft hoffentlich der Beschluß des Berliner Angeordnetenhauses auf manches kommunale Parlament der Bundesrepublik wirken wird, so berechtigt scheint doch die Sorge, daß der Auftrieb, den das öffentliche Büchereiwesen nun endlich auch in Deutschland zu erfahren sich anschickt, eine Angelegenheit der Großstädte, insbesondere der nord- und west-deutschen (allenfalls mit Ausnahme Nordrhein-Westfalens) bleiben könnte. Schon jetzt lassen die Statistiken ein bedenkliches Nachhinken der Mittelstädte erkennen, und um die meist nebenamtlich zu verwaltenden Büchereien der Kleinstädte und Dörfer steht es – wiederum im großen und ganzen betrachtet – nicht besser als vor dreißig Jahren. Während es in Finnland noch ganze sieben Gemeinden mit insgesamt eintausend Einwohnern gibt, die keine eigene Bücherei unterhalten, müssen sich in Deutschland bis heute 20 000 Gemeinden mit insgesamt 16 Millionen Einwohnern ohne Bücherei behelfen. Auch eine günstige Gesamtentwicklung des deutschen Büchereiwesens wäre ungesund, wenn das Dorf und die Kleinstadt vernachlässigt bliebe.

Bis heute sind in Deutschland Dorf und Kleinstadt büchereipolitisch vernachlässigt – mit Ausnahme des Landesteils Schleswig von Schleswig-Holstein. Den Leistungsstand der Schleswiger Büchereien bezeugen besser als allgemeine Behauptungen wiederum einige (um der Übersichtlichkeit willen stark abgerundete) Vergleichszahlen. Die Stadt Glücksburg am Südufer der Flensburger Förde hat 4000 Einwohner. Diese 4000 Einwohner haben im Jahre 1954 32 000 Bücher aus ihrer Bücherei entliehen. Jeder Glücksburger hat also in einem Jahr durchschnittlich 8 Bücher aus seiner Volksbücherei gelesen. Ein Vergleich innerhalb derselben städtischen oder dörflichen Größenordnung ist leider nicht möglich, weil außerhalb Schleswigs in Deutschland schwerlich noch eine Stadt oder ein Dorf von 4000 Einwohnern eine hauptamtlich geleitete Bücherei unterhält! Vergleichen wir also Glücksburg mit einer Großstadt, die überdies zu den büchereipolitisch bestentwickelten Großstädten Deutschlands gehört – um sehr schnell zu erkennen, wieviel auf bibliothekarischem Felde zu tun übrigbleibt.

Die Stadt Bremen hat 500 000 Einwohner. Diese 500 000 Einwohner haben aber nicht – wie man nach dem Glücksburger Beispiel erwarten sollte – 4 Millionen Bücher gelesen, sondern nur 750 000. Jeder Bremer hat mithin im Durchschnitt nicht 8 Bücher entliehen wie jeder Glücksburger, sondern nur anderthalb.

Der krasse Unterschied ist keineswegs bedingt durch eine geringere Lesefreudigkeit der Bremer Bevölkerung. Des Rätsels Lösung ist ganz einfach. In Bremens öffentlichen Büchereien stehen 130 000 Bände, ein Band also für jeden vierten Einwohner. In der Glücksburger Volksbücherei aber stehen 5000 Bände, das heißt im Vergleich zu den 4000 Einwohnern fünfmal soviel wie in Bremen. Man braucht nur die 750 000 Bremer Entleihungen mit 5 zu multiplizieren, um annähernd auf die 4 Millionen Entleihungen zu kommen, die Bremen in der Tat erreichen könnte, wenn es den Buchbestand seiner öffentlichen Büchereien verfünffachen würde und von dem entsprechenden Personal betreuen ließe.

Dazu gehört natürlich Geld. Aber sind denn die Glücksburger etwa fünfmal so reich wie die Bremer? Glücksburg hat vielmehr nur das Glück, nahe an der dänischen Grenze zu liegen, und in Dänemark ist ein Buchbestand wie der Glücksburger, der in Deutschland zu den ganz seltenen Ausnahmen gehört, die allgemeine Regel. Das dänische Beispiel strahlte aus auf den

Landesteil Schleswig, in dem Franz Schriever, der erfolgreichste aller deutschen Bibliothekare, in jahrzehntelanger Arbeit ein regionales Büchereisystem schuf, dessen Leistung die der Büchereisysteme aller anderen deutschen Länder um ein Vielfaches übertrifft. Warum sollte nun das Schleswiger Beispiel nicht endlich ausstrahlen auf das übrige Deutschland? Warum sollten nicht entsprechend diesem Beispiel vor allem das Dorf und die Kleinstadt gefördert werden? Natürlich muß die Initiative dabei ausgehen vom Dorf und von der Kleinstadt selbst. Wer sich nicht rührt, kommt zu nichts, das gilt auch bei Büchern. Andererseits liegen auch die geringen Kosten, die eine nebenamtlich verwaltete kleine Bücherei verursacht, höher als die finanziellen Möglichkeiten mancher Dörfer und Kleinstädte, die also einen Zuschuß des Kreises und der Landesregierung dringend benötigen. Daher wird Deutschland schließlich denselben Weg gehen müssen, den alle Staaten gegangen sind, die heute über ein vorbildliches Büchereiwesen verfügen: den Weg über Büchereigesetze, die den Gemeinden je nach ihrer eigenen Leistung für ihre Bücherei einen Rechtsanspruch auf gestaffelte Zuschüsse des Kreises und des Landes verschaffen. Erst wenn wir soweit sind, wird der frische Wind, der Bücher bewegt, auch durch unsere Dörfer und Kleinstädte wehen.

Trotz mancher erfreulichen Zahl aus der Statistik der Großstädte ist der in Fachkreisen schon viel berufene frische Wind im deutschen Büchereiwesen ohnehin mehr Zukunftsmusik der Bibliothekare als Gegenwartstatsache der Bibliotheken. Eine neue Freihandbücherei mit Glaswänden, Stahlrohrmöbeln, Neonlicht und infraroten Strahlen gleicht noch nicht den Schaden aus, den drei alte Thekenbüchereien im Keller, im Dachgeschoß und im zweiten Hinterhof mit ihrem überalterten Buchbestand dem Büchereigedanken in derselben Stadt tagtäglich zufügen. In Helsinki gibt es kein städtisches Krankenhaus, das nicht neben dem ärztlichen und dem Pflegepersonal mindestens einen Bibliothekar hauptamtlich beschäftigt. Wir hingegen scheinen noch gar nicht bemerkt zu haben, was Bücher für Kranke und besonders für Genesende bedeuten, denn in unseren Krankenhäusern liegen in der Regel bestenfalls ein paar schmutzige Bände herum, die irgendwann einmal – vielleicht vor dreißig Jahren – aus zufällig überschüssigen Geldern nach dem nicht minder zufälligen literarischen Geschmack einer Oberschwester angeschafft wurden. Nein, vorläufig hat sich hierzulande allenfalls ein Lüftchen geregt, das uns aufatmen läßt und den dringend nötigen Wind ankündigen könnte. Ob er kommt, hängt nicht zuletzt von der Energie ab, mit der die Bibliothekare ihre gute Sache verfechten.

An Aufrufen freilich, Geld zu bewilligen, hat es nie gefehlt, doch der bloße Appell hinterläßt begreiflicherweise wenig Eindruck bei Instanzen, an die häufig appelliert wird. Vielmehr käme es darauf an, die Büchereien ins öffentliche Gespräch zu bringen. Im Gegenwind kritischer Argumente würden sie besser gedeihen als in der lauen Temperatur, die entsteht, wenn sich unverbindliches Wohlwollen mit kenntnisloser Gleichgültigkeit mischt.

Gewiß sind auch die deutschen Bibliothekare in den letzten fünfzig Jahren nicht müßig geblieben. Im Gegenteil: nicht einmal die englische und skandinavische bibliothekarische Fachliteratur übertrifft die deutsche, jedenfalls nicht in der theoretischen Durchdringung der literaturkritischen, pädagogischen, psychologischen und soziologischen Problematik der Büchereiarbeit. Natürlich ergab sich bei so viel deutscher Gründlichkeit ähnlich wie im Volkshochschulwesen bald ein Richtungsstreit über das Ziel der Volksbücherei, dessen Wiederaufleben verhängnisvoll wäre. Überbetont wurde dabei die pädagogische Aufgabe des Bibliothekars. In einem gesunden demokratischen Staatswesen wenigstens kann man doch wohl darauf vertrauen, daß Bücher aller Art zur Weltorientierung, zur Geschmacksbildung und zur politischen Meinungsbildung des Volkes beitragen, wenn man nur alles eindeutig Schlechte und Schiefe ausscheidet, die literarischen Eintagsfliegen nicht allzu stark summen läßt und das demokratische Ziel aller Volksbildung im Auge behält. Zur politischen und

konfessionellen Toleranz ist der Bibliothekar ohnehin verpflichtet, und er ist leicht zu kontrollieren durch die dazu berufenen Organe der Gemeinde und des Staates. Überdies kann man ihm, wie es in den angloamerikanischen Ländern üblich ist, einen Büchereiausschuß zur Seite stellen, der dafür Sorge zu tragen hat, daß der Inhalt der Bücherei den berechtigten Wünschen der Bevölkerung entspricht.

Teils im Zusammenhang mit dem Richtungsstreit, teils unabhängig davon stritten die deutschen Bibliothekare jahrzehntelang über die obere und die untere Niveaugrenze dessen, was in die Volksbücherei hineingehört. Inzwischen aber blieben Millionen guter Bücher, die zweifellos innerhalb dieser Grenzen liegen – wie hoch oder wie niedrig man immer sie ziehen mag –, unangeschafft. Kluge Gedanken wurden gewiß im Richtungsstreit geboren. Dennoch wünscht ein Freund der Büchereien seufzend, die Bibliothekare hätten in der Vergangenheit nur die Hälfte der Energien, die sie gegeneinander aufwandten, nach außen gerichtet, dann würde es ihnen in der Gegenwart nicht an primitiven Voraussetzungen mangeln zur Publizität im breiten Publikum. Schon zur gezielten Werbung, durch Auswahlkataloge zum Beispiel, fehlen auch noch heute den meisten Büchereien die Mittel, und wenn sie vorhanden wären, würde man sich scheuen, sie einzusetzen, weil dann der Andrang der Leser mit Sicherheit nicht zu bewältigen wäre. Es gibt keinen bibliothekarischen Pressedienst, der die Presse sachlich unterrichtet. Unter diesen Umständen kann man sich freilich nicht wundern, wenn Unsinn in der Zeitung steht über eine eben eröffnete Bücherei. Es gibt keine bibliothekarische Zentralstelle, die zu den Grundsatzfragen des Büchereiwesens verbindlich Stellung nähme und das statistische Material fachkundig interpretierte, das sich heute jeder Ministerialreferent und jeder kommunale Verwaltungsbeamte mühsam selbst zusammensuchen muß, wenn er bei dem Kollegen in der Kämmerei für seine Büchereien etwas erreichen will. Die kürzlich als Beilage zum Handbuch der Volksbibliothekare erschienene Statistik war, so verdienstlich sie prinzipiell ist, bereits bei ihrem Erscheinen hoffnungslos veraltet. Bibliothekarische Akribie in Ehren – der Praxis aber nutzt die absolute Zuverlässigkeit der zweiten Stelle hinter dem Komma wenig, wenn die erste vor dem Komma sich womöglich geändert hat in den zweieinhalb Jahren, die zwischen dem Stichtag und dem Erscheinen der Statistik vergangen sind.

Es gibt auch keine Repräsentanz der Gesamtheit des Büchereiwesens, sondern nur eine Reihe von Personalvereinen und Institutuszusammenschlüssen, die alle nur einen Teilbereich erfassen, den sie jeweils für wichtiger zu halten scheinen als die Gesamtentwicklung. Die Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken, die gewiß ihre besonderen Sorgen haben, verfechten ihre Eigeninteressen mitunter so, daß bei dem Uneingeweihten leicht der Eindruck entstehen könnte, Volksbüchereien wären Volksküchen für geistig Minderbemittelte und nicht vielmehr lebenswichtige Einrichtungen für einen ungleich größeren und nicht weniger anspruchsberechtigten Teil der Bevölkerung, für den die Wissenschaft im übrigen ebenfalls arbeitet. Daß umgekehrt mancher Volksbibliothekar kein Organ hat für das Buch als Instrument der Forschung, mag als billige Retourkutsche auf dem ausgefahrenen Weg beruflicher Eifersüchteleien verkehren, fördert aber keineswegs das gemeinsame Anliegen, das dieser Aufsatz nur aus dem volksbibliothekarischen Blickpunkt betrachtet.

Dies alles sind Vorwürfe, die, zumal im kulturellen Bereich, in Deutschland gewiß nahezu auch jede andere Berufsgruppe treffen. Das aber ändert nichts daran, daß sie durch entschlossene Tat widerlegt werden sollten. Gibt es doch keine politische Partei in der Bundesrepublik, die grundsätzlich gegen den Ausbau der öffentlichen Büchereien wäre. Das Berliner Abgeordnetenhaus hat den erwähnten Beschluß einstimmig gefaßt. Er war verursacht durch Initiative der SPD und folgte einem Antrag der CDU, dem auch die Fraktion der FDP geschlossen zustimmte. In der Grundsatzfrage gibt es auch keine Meinungsverschiedenheit zwischen den Konfessionen. Protestanten und Katholiken halten ein gut funktionierendes

öffentliches Büchereiwesen in gleichem Maße für wichtig, und niemand wäre so töricht, etwa eine katholische Bücherei des Borromäus-Vereins zugunsten einer städtischen auflösen zu wollen, anstatt sie dankbar in den Rahmen unseres noch so unzulänglichen Büchereisystems einzufügen. Es gibt darin auch keinen Gegensatz zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Die Gewerkschaften sind zweifellos nicht weniger büchereifreudig als etwa ein Industrieller, der doch zumal an der Entwicklung des Werkbüchereiwesens schon zur Berufsförderung seiner Arbeiter interessiert sein müßte. Mancher Verleger verdankt schon heute den Büchereien seine Existenz, und jeder Sortimenter, der sich nicht durch übertriebene Rabattforderungen bedrückt fühlt, begrüßt den Bibliothekar als Kunden, der nach aller Erfahrung bei den übrigen Kunden den Wunsch zum Erwerb des eigenen Buches nicht erstickt, sondern oft genug erst weckt. Gefördert würde schließlich durch einen zielbewußten Aufbau des Büchereiwesens genau diejenige Auslese der lebenden Schriftsteller, der eine Steigerung ihrer Auflagen aus kulturpolitischen Gründen dringend zu wünschen wäre.

Was also hindert uns eigentlich, fragt man sich, den Aufbau des öffentlichen Büchereiwesens zum Beispiel im büchereipolitischen Ödland Bayern ernsthaft zu beginnen? Das Wirtschaftswunder etwa und das stetig steigende Steueraufkommen? Gemach, wer nüchtern denkt, erkennt immerhin ein beträchtliches Hemmnis.

Ein Bundeskultusministerium, an dessen Adresse sich sonst dieser Aufsatz richten würde, gibt es nicht – aus wohlherwogenen Gründen, bei denen der Grundgesetzgeber neben anderen Postulaten freilich auch das eines überzeugend gegliederten Bibliothekssystems hintangestellt hat, das der Dezentralisation als (völlig berechtigtem) Organisationsprinzip im Büchereiwesen allererst die Waage hielte. Die Klage darüber hilft uns jedoch nicht weiter. Eher schon die Erkenntnis, daß dennoch durchaus Ansatzpunkte gegeben sind zur Erfüllung auch derjenigen Aufgaben, die sich ihrem Wesen nach nur zentral erfüllen lassen. Es gibt eine im ganzen recht gute Fachzeitschrift, „Bücherei und Bildung“, die manchmal sogar Exoteriker erfolgreich anspricht – Nichtbibliothekare nämlich, auf die es ankommt. Es gibt einen vorzüglich durchdachten, wirtschaftlich gesunden Betrieb, der für das ländliche und kleinstädtische Büchereiwesen lebenswichtig und für das großstädtische ungemein förderlich ist: die Einkaufszentrale der öffentlichen Büchereien in Reutlingen, der es gelungen ist, die sachlichen Erfordernisse der Büchereien mit den wirtschaftlichen Interessen des Buchhandels zu vereinigen. Dieser Betrieb böte die natürliche Grundlage für jede Art zentraler Arbeit zur Förderung des Büchereigedankens in der öffentlichen Meinung – wenn die Bibliothekare sich dieser Chance bewußt werden, sie zu nutzen verstehen und zu Opfern um der wahrhaftig lohnenden Sache willen bereit sind.

Der Deutsche Städtetag, die Ständige Konferenz der Kultusminister, das Bundesinnenministerium, das Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen versichern immer wieder ihr Interesse an den Büchereien und haben ihnen auch da und dort moralisch und materiell geholfen. Nach dem Grundgesetz aber ist es trotz des zitierten Artikels 5 nicht verwunderlich, daß sich niemand für zuständig erachtet, dem Büchereiwesen von Grund aus zu helfen. Allein die Bibliothekare selbst sind es, die den nötigen Umschwung in der öffentlichen Meinung herbeiführen könnten, der den Stein ins Rollen bringt. Der Staat kann den Stein im übrigen auch schon deshalb nicht rollen lassen, weil er vorläufig von einer öffentlichen Meinung kontrolliert wird, die von Büchereien nichts weiß und womöglich berufsständische Sonderinteressen einer kleinen Gruppe dort argwöhnt, wo in Wahrheit eine entscheidend wichtige kulturpolitische Aufgabe liegt, die in Deutschland noch der Lösung harret. Für diese Lösung aber bedarf es, wenn der Stein erst rollt, keiner peinlichen Entscheidung mehr zwischen Bücherei und Theater. In Deutschland muß sie vielmehr lauten: Bücherei und Theater. Und sie kann auch so lauten.

Die Frage der Religion in Yissrael

Vorbemerkung

Unter den vielen Problemen, mit denen der junge Staat Yissrael konfrontiert ist, Problemen, die sich einerseits aus der Einzigartigkeit des Aufbaus eines seit zwei Jahrtausenden vernachlässigten, an Bodenschätzen armen Landes ergeben, andererseits aus der ebenso einzigartigen, relativ stärksten Einwandererbewegung aller Geschichte, unter diesem gewaltigen Bündel von Problemen nimmt eine, nur diesem Land und nur diesem Volk spezifische Frage eine immer stärker akzentuierte Stellung ein: das Problem der Religion. Wenn auch die Äußerungen des Kampfes um die Stellung der Religion im Staat – der übrigens, nebenbei bemerkt, als einziger Staat im semitischen Lebensraum keine im Gesetz festgelegte Staatsreligion kennt – in erster Linie politische sind, die sich zu einer immer wieder aufflammenden Regierungskrise und zu Terrorangriffen in den Straßen Jerusalems steigerten – sind ihre Hintergründe dennoch auf einer durchaus anderen Ebene aufgebaut. Die Anlässe, die zum Kampf für und gegen die Religion im Volk der Religion führten, müssen daher vornehmlich von der unpolitischen Seite beleuchtet werden; und wenn auch ihrer Untersuchung, der Einzigartigkeit der Problemstellung wegen, keine exemplarische Bedeutung für andere Völker zukommt, ist sie schon deshalb interessant, weil ohne die jüdische Voraussetzung die Religionen des Westens und auch die des islamischen Ostens undenkbar wären.

a) Die Entstehung

Das Judentum, von welchen Perspektiven aus auch betrachtet, stellt ein sowohl historisches wie auch geistesgeschichtliches Phänomen dar, dessen Einzigartigkeit sich vor allem dadurch manifestiert, daß es, gleichviel ob man es als ethnische Einheit oder aber nur als geschichtliche Schicksalsgemeinschaft erfaßt, in einer nur ihm eigenartigen Korrelation zur Religion steht: es war schon vor seinen historischen Anfängen mit seiner Religion derartig verknüpft, daß Volk und Religion als identischer Begriff in die Geschichte eintraten. Diese essentielle Identität zweier, bei anderen Kulturvölkern differenter Kategorien macht die Religion hier zum organischen Teil der geistigen, moralischen und – in weiterer Folge – zur Gesamtvoraussetzung jener geschichtlichen Entität, die Judentum genannt wird.

Die Religion stellt hier eine ursprüngliche Funktion dar. (So ist es fast selbstverständlich, daß das Hebräische keine Bezeichnung für den Begriff Religion kannte und sich erst dann eine solche – aus dem Persischen – ausleihen mußte, als diese religiöse Grundlage zu einer organisierten Religion, zum geschichtlich-politischen Faktor also wurde.) Den okzidentalern Völkern hingegen wurde die Religion von außen her aufgepflanzt, nachdem sie schon längst historische Einheiten geworden waren. Hier ist die Religion nicht mehr Funktion, sondern Attribut, das geändert werden könnte, ohne daß die Organisation der Gruppe in Gefahr geriete. Auch wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, der Mönch Augustinus den König Ethelbart von Kent nicht zum Christentum bekehrt hätte, wäre das Britische Imperium entstanden; ohne die jüdische, d. h. ohne die dem Judentum spezifische Religion aber wäre das jüdische Volk, wenn nicht schon im Beginn der Diaspora, so doch bald darauf aus der Geschichte verschwunden. Diese Tatsache von beinahe biologischer Konsistenz muß zur Voraussetzung jeder Diskussion über die Stellung der Religion im jüdischen Volk werden, denn die Religion allein war es, die in all den Jahrhunderten, da ihm die wichtigsten ethnischen und politischen Gemeinsamkeiten fehlten, die Möglichkeit enthielt, wieder als geschlossene Volkseinheit in die Geschichte zurückzukehren.

Daraus ergibt sich eine Reihe anderer historischer Phänomene, die schließlich die Reaktivierung der zweitausend Jahre inaktiven Potenzen ermöglichten, welche zur Umwandlung einer aller staatlichen Attribute beraubten Religionsgemeinschaft in eine souveräne Nation führte. Die fundamentalen Merkmale einer Staatsnation werden also aktiviert, und ihre Träger treten aus dem passiven Zustand eines historischen Objekts in den aktiven eines Geschichtssubjekts ein. Es trat – am 15. Mai 1948, an einem also keineswegs mystischen, sondern historisch feststehenden Datum – der wohl einzigartige Fall ein, daß ein Volk einen zweiten historischen Moment erlebte: so und so viele Jahrtausende nach der Gesetzgebung auf dem Sinai, da eine ethnographisch verschwommene Masse von Stämmen zum Volk wurde, wird eine wieder ethnographisch zweifelhaft gewordene Masse, der einzig und allein der Name, eine geschichtliche Erinnerung und eine längst nicht mehr aktive Religion als Grundlage der Schicksalsgemeinschaft geblieben waren, neuerlich zu einem Volk mit allen Kennzeichen eines solchen.

Dieses Geschehen wurde durch eine vom Judentum unabhängige politische Konstellation – Krieg, Nationalsozialismus und Aufhebung des Mandats über Palästina – ausgelöst. Es hätte aber auch unter den günstigsten weltpolitischen Umständen nicht eintreten können, wären nicht drei Voraussetzungen von essentieller Wichtigkeit vorhanden gewesen: das religiöse Sentiment, das die Juden der ganzen Welt irgendwie, in einer fast an ein Wunder grenzenden Weise zusammengehalten hatte, der latente Druck von außen, hervorgerufen durch die Gefühle einer Majorität der Wirtsvölker, die nicht komplementär waren den Gefühlen der jüdischen Minorität, und schließlich, die sich aus diesen beiden Tatsachen als natürlich ergebende Tendenz auf beiden Seiten, diese Situation zu ändern. Aus einer, eine nationale Legendenbildung befördernden Verklärung der Vergangenheit, aus der Erinnerung an die im täglichen Gebet immer wieder in Darstellung gebrachten Bilder einer normalen nationalen Existenz des einzelnen bereitete sich daher, unter dem Einfluß des den Liberalismus ablösenden Nationalismus in Europa, eine Konzentrierung der Gefühle auf ein politisches Ziel vor. Da der jüdische Begriff des Messias stets mehr oder weniger diesseits zugewandt, also sozusagen politisch determiniert war,*) mußte das Ergebnis des Zusammenstoßes mit den Gedankenkategorien des neuen europäischen Nationalismus ein durchaus politisches sein: eine politisch betonte Dissimilation – der Zionismus – wobei alle vorhandenen Reste religiöser Gefühle dieser neuen Art von Assimilation eines orientalischen Volkes an den Okzident untertan gemacht wurden.

Diese neue, wohlbemerkt, im Okzident entstandene nationale Bewegung, die erste übrigens, die ein asiatisches Volk erfaßte –, war mit keiner andern Nationalbewegung zu vergleichen, weil die Gesamtheit ihrer Träger außerhalb der geographischen Grenzen des noch gar nicht existierenden Nationalstaates lebte; sie ist aber auch mit keiner anderen jüdischen Volksbewegung vergleichbar, weil hier – von kleinen Gruppen abgesehen – keine betont religiöse Zielsetzung mehr vorhanden war.

Die geistige und ökonomische Transition, in der sich der Westen zur Zeit Theodor Herzls, des Gründers des Zionismus, befand, ließ eine Wechselbeziehung von politischen und religiösen Faktoren nur dann zu, wenn dadurch ein politischer Erfolg versprochen wurde und dies natürlich nur bei längst schon konstituierten Völkern mit eigener innerstaatlicher Politik, in der Parteien mit religiösem Motto auch ausgesprochen ökonomische Programme vertreten, wie etwa die klerikalen Parteien Frankreichs, Österreichs und anderer, vornehmlich

*) „... Jewish interest were so largely centred round a political deliverer that the notion of a purely religious Messiah failed to appeal...“ (Bouquet: „Comparative Religion“)

katholischer Länder. Der Zionismus aber, die erste große politische Assimilation, die eine völlige Dissimilation erstrebte, konnte sich nicht mit Fakten belasten, für die es in den nun übernommenen nationalen Gedankengängen anderer Völker kein Gleichnis gab. Wenn das Motto des Zionismus „Ein Volk wie andere Völker“ hieß, so mußte das Motto des neuen Nationalismus „Eine Bewegung wie andere nationale Bewegungen“ lauten. Die Religion konnte daher keine primäre Rolle mehr spielen, und die Stellung der Religion im künftigen jüdischen Staat konnte nicht zum bestimmenden Diskussionsobjekt werden.

Die ausklingende liberale Ära hatte das Wort von der Religion als Privatsache popularisiert. Es war dies der natürliche Ausdruck des Wunsches, die Linie des geringsten geistigen Widerstandes zu halten, und der eines ebenso natürlichen Hanges, die ohnehin genügend kompliziert gewordenen weltlichen Tatsachen nicht noch mehr zu komplizieren. Da zu allem die Religion des Judentums im Jahrhundert der Aufklärung als Ur-Sache der Absonderung der Juden angesehen wurde, mußte sie das erste Opfer sein, das die Idee einer modernen Nationalbewegung dem Zeitgeist brachte.

Die große Masse, die von den von westlichen Ideen beeinflussten Führern aufgerufen wurde, lebte in den Gettos des Ostens. Für sie bedeutete der Zionismus in erster Linie einen Weg ins Freie aus der erstarrten Religion, die eine immer intensiver empfundene Erschwerung im Konkurrenzkampf mit einer nichtjüdischen Umgebung wurde. Überdies aber versprach sie jenen Elementen Befreiung vom Zarismus, die aus Gründen des Gefühls sich nicht den revolutionären Parteien ihrer Länder anschließen wollten. Diese spezifische Reaktion gegen den zweifachen Druck mußte natürlich schnell über das Ziel hinausschießen. Vor allem deshalb, weil die Mehrzahl der neuen Zionisten jugendliche Intellektuelle waren. Da nun die neue Bewegung alle Kennzeichen einer revolutionären Erneuerung trug, die aber, und dies zu bemerken ist von Wichtigkeit, von den revolutionären Gedankengängen anderer Völker beeinflusst wurde, mußte diese Bewegung der Dissimilation sich stark an die Bewegungsart und an die Technik anderer politisch-revolutionärer Bewegungen angleichen. Es ergab sich also folgerichtig ein Kompromiß: eine Bewegung nach Zion, in der der bewußt religiöse Faktor schweigend übergangen, respektive von jenem Flügel sogar bekämpft wurde, der den Versuch machte, Zion und historischen Materialismus auf einen Nenner zu bringen und daher folgerichtig Religion als Opium für das Volk, das als solches einstweilen ausschließlich auf der Basis der Religion organisiert war, proklamierte.

Die Säkularisierung einer Religionsnation aber bedeutet – nicht als Werturteil, sondern als Tatsache vermerkt – nur einen zeitlich begrenzten ethischen Aufruf, der in dem Augenblick an absolutem Wert verlieren muß, da die Konzeption des Nationalismus, wie sie das 19. Jahrhundert hervorbrachte und deren Produkt die zionistische Bewegung ist, von einer neuen, den Denkkategorien einer andern Zeit entsprechenden Idee verdrängt werden sollte. Daß in einem solchen Fall ein religionsloses Judentum vor der Gefahr der Auflösung stehen kann, selbst wenn es als Staatsnation organisiert ist, für deren Dauerexistenz aber die Geschichte keine Garantie gibt, eine solche Gefahr kann nicht ohne weiteres als sinnlos abgetan werden. Vor allem schon deshalb nicht, weil ihm die geistigen Reserven und die gemeinsamen seelischen Verankerungen fehlen würden, die allein die jüdische Substanz sichern und das Abwarten neuer, positiver Konstellationen ermöglichen würden.

b) Die gegenwärtige Situation

Der moderne Staat stellt eine Kollektivversicherung der in ihm vereinten Individuen und ihrer Interessen im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf, einerseits um die Absatzmärkte, andererseits um die Möglichkeit, dar, einen von fremden Interessen möglichst unbeeinflussten

Lebensstil zu leben. Jeder Versuch, den Begriff des modernen Staates mystisch zu unterbauen, wie es etwa der Nationalfaschismus versuchte, muß zur Katastrophe führen schon deshalb, weil Mystik wirtschaftsfeindlich ist. (Puritanische Sekten hingegen sind, nebenbei bemerkt, nach Max Weber, wirtschaftsfreundlich, wie z. B. die Mayflowerleute oder, in diesen Tagen, die Puritaner des Islam, die Wahhabi.) Jeder Konkurrenzkampf muß auf einer Ebene geführt werden, die allen Konkurrenten gemeinsam ist. Ein Kampf mit Lanzen gegen Tanks ist ebenso Don-Quichoterie wie der Einsatz einer Politik, die einer längst abgelassenen Mentalität entspricht, gegen den Hochkapitalismus. Das nomadische Ideal der Rechabiter konnte der international sich durchsetzenden ägyptischen Kriegswagentechnik und der ihr entsprechenden Mentalität ebensowenig widerstehen, wie heute das theokratische Staatsideal des Yemen dem Vordringen des amerikanischen Petroleumpitals und seiner Mentalität. Ein jüdischer Staat mit einem Grundgesetz vergangener Jahrhunderte wäre demgemäß gleichfalls nicht lebensfähig, weil er nicht konkurrenzfähig wäre. Daraus ergibt sich das Phänomen eines Problems, das einzig und allein für den jüdischen Staat zum Problem werden kann, weil hier Religion und Nation identisch sind. (Das Problem wird übrigens – dies in Paraphrase – um so komplizierter, da Yisrael ja nicht ein National-, sondern ein Nationalitätenstaat mit einer verhältnismäßig großen Minorität von Nationen ist, die überaus stark religionsbestimmt sind.)

Die Identität von Religion und Nation auf der einen Seite und die Notwendigkeit, mit einem Staatsprogramm in den internationalen Konkurrenzkampf einzutreten, verlangt endgültige Entscheidungen in bezug auf die Konstitution des Staatsgedankens: entweder Aufgabe der Religion, Reformation oder aber religiöser Imperialismus mit intensivster religiöser, politisch unterbauter Missionstätigkeit nach außen und innen. Die letztgenannte Möglichkeit schließt sich von selbst aus, und die erstgenannte kommt schon deshalb nicht in Frage, weil die sehr starke Einwanderung primär religiös bestimmter Massen aus dem asiatischen und aus dem nordafrikanischen Lebensraum die im Land vorhandene religiöse Schicht gerade in den entscheidenden Jahren des Staates stärkt. Es bleibt also nur der Weg der Reform übrig, die die Diskrepanz zwischen gewissen historisch-religiösen, erst in den letzten zweitausend Jahren geheiligten Erscheinungen und den Erfordernissen des modernen Staates aus der Welt schafft. Eine solche Reform setzt aber bedingungslose Kapitulation des Sikkariertums und des Zelotentums auf der einen Seite und die des religiös indifferenten Nihilismus auf der anderen voraus.

Was heißt nun religiöse Reform im Judentum? Weder die Unterwerfung des religiösen Gedankens unter die ökonomischen Forderungen des Tages, noch auch Propagierung eines religiösen Kreuzzuges gegen moderne Lebensformen, welche Ergebnisse moderner Wirtschaftsformen sind. Ebensowenig aber kommt eine Wiederholung jenes von vornherein aussichtslos gewesenen Versuches des Zeitalters der Emanzipation und der liberalen Ära in Betracht, das Problem durch Assimilation des jüdischen Ritus an Religionen zu lösen, mit denen es keinen gemeinsamen Nenner hat.

Das jüdische Religionsgesetz, die Thora, ist, im Gegensatz zum christlichen, ein innerweltliches Gesetz mit innerweltlicher Zielsetzung, das nicht, wie etwa das Christentum, bereit ist, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist“, sondern, trotz aller Fehlschläge durch die Jahrtausende, vom Kaiser, vom Staat also, unentwegt verlangt, seine Gesetze und Handlungen dem großen menschlich-geistigen Grundgesetz unterzuordnen oder besser: sie mit ihm in Einklang zu bringen. Das jüdische Gesetz in seiner reinen, von den Jahrhunderten sterilen Seins unverfälschten Form ist durchaus bewußter Versuch, die Moral des Tages mit dem Ethos der Ewigkeit, also mit dem absoluten Ethos zu koordinieren. Dieses Gesetz

aber, an einem historisch feststellbaren Datum gegeben und zuerst ein Aufruf und ein Auftrag an die Zeitgenossen, mußte schon die nächste Generation, die über die vorhergehende hinausgewachsen war, mit Gewissensbissen konfrontieren, wenn sie die durch die Überlieferung geheiligten Normen und Formen verletzte, die den neuen, zur Zeit der Gesetzgebung noch nicht bekannten Lebensstil erschwerten. Die sich daraus ergebenden Tatsachen nahmen dem Gesetz mählich die Elastizität und umgaben es mit immer neuen Zäunen, die die Situation der folgenden Generationen immer verkrampter machen mußten. Es folgte schließlich ein Schulchan-aruch, jener grandiose Versuch, einen Kodex für das tägliche Leben außerhalb des natürlichen Milieus der Thora, also für die Diaspora zu schaffen, der naturgemäß eine ähnliche Situation auslösen mußte, eine Situation, die in die Krise führen mußte, wenn er nach der Rückkehr ins natürliche Milieu des Landes Yissrael weiter Gesetzeskraft beansprucht. Der denkende religiöse Mensch sieht den Zwiespalt ein, er sieht aber keinen positiven Ausweg, da nicht der einzelne, sondern nur ein allgemein anerkanntes Synedrion das Kollektivgesetz ändern kann, d. h. die Ausführungsbestimmungen des Gesetzes mit dem natürlichen, von eben diesem Gesetz in seiner Natürlichkeit erwünschten Leben in Einklang bringen kann. Aus dieser Tatsache, aus der Nichtexistenz eines Synedrions ergibt sich die hoffnungslose Situation, die die Religion in Yissrael zu einem tagespolitischen Problem verfälscht. Der Einberufung eines solchen Synedrions aber stehen heute unüberbrückbare Hindernisse entgegen. Vor allem die Beantwortung der Frage, was eigentlich Judentum ist, was jüdisches Gesetz und was nur Nebenprodukt, das heißt: Schutzmittel für das Gesetz in den Zeiten politischer Machtlosigkeit im fremden Milieu, das, zwar durch die Zeit geheiligt, in Wirklichkeit aber längst schon seinen Zweck überlebt hat. Und schließlich die größte Schwierigkeit: die Zusammenstellung einer derartigen Körperschaft, die nicht aus berufsmäßig Frommen und aus Seelenbeobachtungsbeamten zu bestehen hat, deren Autorität in öffentlichen Angelegenheiten heute nur mehr in religiösen Diktaturen wie in Spanien, Ssaudye, Yemen und vielleicht Tibet existiert.

Die Notwendigkeit, das Problem der Religion in Yissrael mit unpolitischen Mitteln und auf unpolitischer Basis zu lösen, richtet sich vor allem an zwei Kategorien: an die Religiösen und an die „unechten Materialisten“. (Für die dritte Kategorie, für jene, denen das Organ für religiöses Empfinden konstitutionell abgeht, kann es natürlich kein Diskussionsobjekt sein, denn sie, die „echten Materialisten“, können ja alles, was außerhalb biologischer Notwendigkeiten steht, nicht als existent betrachten.) Die „religiösen Atheisten“ hingegen können ohne Religionsersatz nicht auskommen. Für sie wird daher der Marxismus zu einer Religion, zu einer neuen Art altasiatischer, etwas monströser Götteranbetung, da die politische Macht zum Supplement der Gottheit wird. (Verehrung des Leningrabes, Unfehlbarkeitsdogma der höchsten Spitze der Hierarchie usw.)

Der immer stärker werdende Zwang, die Religion in ihrem Verhältnis zu den Forderungen des modernen Tages zu determinieren, führt natürlich zu Versuchen, die Position mit politischen Mitteln zu verteidigen. Dies stellt den leichtesten Ausweg dar, muß aber die Religion zu einem Teil des nur-nationalistischen Denkens reduzieren, was genauso unkompliziert – und ebenso unrichtig ist. Beide Arten von Antwort auf den Anruf aus dem Absoluten stellen ein Ausweichen dar. Religion als politische Kategorie – wobei unter Politik die auf die gegenwärtige Polis bezogene Tätigkeit zu verstehen ist – ist eine *contradictio in adjecto*, denn Religion ist vor allem und vielleicht sogar ausschließlich eine ethische Forderung, als solche absolut und von Konstellationen unabhängig; Politik, im angedeuteten Sinn hingegen – der Versuch, mit Einsatz kleinstmöglicher Mittel den größtmöglichen Gewinn zu erzielen – stellt stets eine Relation dar, deren Beziehungsglieder konstanter Änderung unterworfen sind.

Andererseits aber kann Religion, selbst nicht eine „nationale“, wie sie die jüdische ist, zu einer nationalen Komponente vereinfacht und die Bibel zu einem historischen Lesebuch reduziert werden. Das bewußte Zurückgreifen auf bibelhistorische Ereignisse, wie sie in großer Zahl der jüdisch-arabische Krieg in der Benennung strategischer Operationen und Armee-Einheiten mit sich brachte, stellte wohl einen – unterbewußt – religiösen Versuch dar, eine Korrelation zwischen gegenwärtigem Geschehen und seelischem Allgemeingut herzustellen. Der nationale Faktor mußte aber dabei überbetont werden, so daß dieses Abreagieren unterbewußter religiöser Gefühlskomplexe ein wenig wie ein unbewußtes Ausweichen in einen teleologischen Gottesbeweis anmutete, der zu nichts verpflichtet.

Dieses Ausweichen oder Abreagieren beweist, daß religiöse Gefühle in der großen Masse – wenn auch zumeist unkonstruktiv – noch vorhanden sind und trotz der, eine religiöse Einstellung nicht begünstigenden, Mentalität des technischen nationalen Aufbaus nach einem Ausdruck suchen. Dieses Suchen, manifestiert in Erneuerungsbestrebungen und großem Bemühen, den statisch gewordenen Zustand der Religion in einen dynamischen zu verwandeln, den ewigen Wechsel alles Lebens von Systole und Diastole auch auf diesem wichtigen Gebiet des Lebens sichtbar zu machen, sehen wir heute besonders in der protestantischen Kirche und in gewissen Strömungen im Islam. Wenn nun auch die jüdische Religion keine Kirchenreligion ist und infolge ihrer Eigenartigkeit und Einzigartigkeit durchaus andere, weit schwierigere Wege zu gehen hat, beweist die Tatsache an und für sich, daß trotz eines für religiöse Prozesse nicht günstigen Allgemeinklimas Notwendigkeit und Möglichkeit einer ernsten, den politischen Tagesfragen abgewandten Auseinandersetzung mit der Frage der Religion und ihrer Erneuerung vorhanden ist.

Eine Prognose der Entwicklung des religiösen Problems in Yissrael liegt außerhalb jeder Möglichkeit, schon deswegen, weil es sich um ein Problem handelt, dessen Grundlagen tiefer ins Irrationale reichen als irgendein anderes menschliches Problem. Eine Prognose ist um so weniger möglich, als uns jede Empirie fehlt, Entwicklungsrichtung und Entwicklungsschnelligkeit des völlig neuartigen historischen Prozesses abzuschätzen, der sich aus der Neukonfrontation der jüdischen Religion mit drei grundlegenden Elementen in einer neuen geschichtlichen Konstellation ergeben wird: mit dem natürlichen Milieu einer volksbildenden Tradition, mit gemeinsamer Sprache und gemeinsamem, einen neuen jüdischen Typ hervorbringenden Schicksal.

Eines aber ist sicher: dieser Prozeß wird sich nicht auf der politischen Ebene vollziehen. Jeder Versuch religiöser politischer Parteien – welche *contradictio in adjecto!* –, letztlich außerweltliche religiöse Ziele mit weltlichen Mitteln zu erzwingen, muß einen bisher unbekannten jüdischen Klerikalismus schaffen, der geeignet ist, die gleichen Reaktionen hervorzurufen, wie er es in allen Ländern seines Wirkens tat.

Den religiösen politischen Parteien in Yissrael bleibt nur ein Weg offen, wenn sie der Religion im Staat eine konstruktive Rolle sichern wollen: der unpolitische und gleichzeitig unmystische Weg. Dies heißt: Vereinigung der religiösen Elemente in einer lebenden dynamischen Organisation, die, auf jedwede politische Tätigkeit verzichtend, sich einzig und allein auf die Wiederbelebung und Läuterung dessen konzentriert, was heute jüdische Religion genannt wird.

Freilich, diesen Weg gehen, hieße eine völlige Änderung der Mentalität dieser Zeit in einem überaus politisierten Land voraussetzen. Und eine solche Änderung über Nacht zu erwarten, hieße auf ein Wunder warten. Aber, vielleicht hat Chesterton recht, wenn er sagt: „The most wonderful thing about miracles is that they sometimes happen.“

SCHWARZES BRETT

Gustav Hillard-Steinbömer

Zum 75. Geburtstag

Der Kronprinz nannte ihn „Justav“ und wollte ihn während des Krieges 1914 als seinen persönlichen Adjutanten zu sich holen: für uns gewöhnliche Berliner war er, als er, dort im Seminar neben der schönen Antonina Vallentin sitzend, Kunstgeschichte und Germanistik studiert hatte, der Doktor Steinbömer, den dann Max Reinhardt zu sich holte und dem Rathenau eine Anzahl sehr aufschlußreicher Briefe schrieb. Steinbömer blieb er für uns auch während der dreißiger Jahre, in denen er, gewissermaßen Abschied nehmend, noch einmal Europa von Paris bis London durchreiste, nur daß er schon jetzt in seinen schriftstellerischen Arbeiten zwar Gustav blieb, aus einem Steinbömer aber ein Hillard wurde. Das war kein Sichverbergen hinter einem Pseudonym; beide, Gustav wie Hillard sind zwei alte traditionelle Vornamen seiner Familie, zu der er jetzt wohl darum selber sich betont bekennt, weil er in späteren Lebensjahren nach einem bewegten Dasein in der großen Welt in das stille großväterliche Haus am Burgfeld in Lübeck heimgekehrt ist.

Es fällt nicht ganz leicht, sich den Doktor Hillard-Steinbömer als 75jährigen vorzustellen, weder wenn man an ihn denkt noch wenn man das schönste der vielen Bücher, die er geschrieben hat, seine Erinnerungen an die „Herren und Narren der Welt“, wieder einmal durchblättert und sein Leben von neuem an sich vorübergleiten läßt. Gewiß, es ist die eigene Zeit, sind die eigenen Menschen, die da mit feinen sicheren Linien umrissen Gestalt geworden sind. Daß aber 75 Jahre notwendig waren, um die Fülle von Welt aufzunehmen – das glaubt man so wenig, wie wenn man einmal unvermutet auf den Weg des eigenen Daseins zurückschaut.

Beschwört man dann aber die Erinnerung an die (vorläufig) letzte Begegnung mit ihm

im Ratskeller zu Lübeck, denkt man an die vielen Treffen in beiderseits jüngeren Jahren im Juni-Club, auf allen möglichen Redaktionen, in allen möglichen Berliner Theatern, denkt man zugleich an dieses bis ins letzte durchformte, verschlossene, nur selten sich dem andern öffnende Gesicht mit den hellen, nur wenigen Einlaß gestattenden Augen, an diese schmale beherrschte Erscheinung, der man von weitem schon die hohe Schule aller wirklichen auch der geistigen Form, den preußischen Generalstab ansieht – dann sagt man sich, daß zu einem Erwachsenwerden, das mit so viel Recht Anspruch auf eben diesen Ehrentitel des Erwachsenseins erheben darf, doch einige Jahrzehnte strengen Lebens mit und gegen sich notwendig sind, ebenso wie die Voraussetzung schon altererbten Bluts, das seinem Träger zugleich Reichtum der Substanz und in dieser Substanz Form schon als Entelechie mitgegeben hat.

Sein Leben hat Gustav Hillard-Steinbömer selbst erzählt – in eben jenem Buch von den Helden und den Narren der Welt. Jugendjahre in Holland – er ist in Rotterdam geboren, wo der Vater Direktor der Kruppischen Reederei war –, legen den Grund zu der späteren europäischen Haltung des Mannes. Das Schicksal trägt den Knaben schon früh auf ganz andere Bahnen, als er sie geträumt hat: es bringt ihn, indem es durch Krankheit des Vaters die Familie zu Einschränkungen zwingt, nach Plön auf die Kadettenanstalt. Es ist kein kleiner Unterschied – ziviles Holland und militärisches Preußen: er hilft den Knaben formen und sein Leben mit. Denn eines Tages wird Plön Erziehungsanstalt für den deutschen Kronprinzen; die Mutter, die Kaiserin selbst, bringt ihn hin – und zu den drei Gefährten des näheren Kreises wird auch Gustav Steinbömer ausersehen. Eine Knabenfreundschaft hebt an, die bis in die letzten Jahre des Kronprinzen fortgedauert hat – dessen menschliches Porträt Steinbömer in diesem Buch, man ist versucht zu sagen, mit geradezu dichterischer Kraft gezeichnet

hat. Die Noblesse und das großartige Verstehen, das aus diesem Bericht über eine jahrzehntelange Freundschaft spricht, gibt ein Wesensbild auch des Verfassers, dessen Indirektheit ausgezeichnet zu der schönen Lebensdiskretion Steinbömers paßt.

Der Weg von Plön führte den Leutnant Steinbömer dann in den Generalstab, man mag selbst die Begegnungen und Erfahrungen nachlesen, mit denen dieser Weg gepflastert ist. Wie der Kronprinz im Krieg den Jugendfreund als Adjutanten wünscht, wie ihn statt dessen der General Groener bekommt, der seltsame Riese, den später ein ebenso seltsamer Zufall in der Mittwochs-gesellschaft zum Vorgänger Ludwig Becks gemacht hat. Mit dem Jahr 1918 versinkt die Welt des Militärs: neu Spiel hebt an. Auf allerhand Umwegen über Harden und Rathenau kommt der Major Steinbömer zu Reinhardt ins Deutsche Theater, nachdem er zuvor noch bei Adolph Goldschmidt sich den Dokortitel geholt hat, natürlich mit einer Arbeit über ein Thema aus der holländischen Kunst. Eine völlig neue Welt tut sich vor dem Mann des Großen Generalstabes auf – und diese Welt des Geistes wird nun ebenso unmittelbar die seine wie bisher die des kämpfenden Lebens. In der Zeit seiner Kommandierung in den Generalstab bringt Steinbömer als Lösung der Aufgabe, Ostpreußen gegen einen russischen Einbruch zu verteidigen, fast wörtlich die Gruppierung der Kräfte, die zwei Jahre später bei Tannenberg durchgeführt wurde: im Bereich Max Reinhardts schlägt er bei den Proben für den „Prinzen von Homburg“ ein Kriegsspiel der Schlacht von Fehrbellin mit Schreibtischutensilien vor, um den Schauspielern die strategische Situation klarzumachen: Wegener als Kottwitz ist entzückt, Kayßler baut den schwedischen Brückenkopf aus, und das Ganze erweist sich als so wirksam, daß später andere Bühnen es mit Vergnügen übernehmen. –

Lieber Herr Dr. Steinbömer – es ist durchaus nicht so leicht, Ihnen zum 75. Ge-

burtstag zu gratulieren, wie ich mir das vorgestellt hatte. Alles, was man den Lesern bei dieser Gelegenheit über Sie erzählen könnte, haben Sie selbst viel besser und feiner, mit Ihrem verschleierten, kaum merkbaren Humor erzählt – und unsereinem nur das Nacherzählen gelassen. Sie haben von sich und Ihrem reichen Leben selbst das schönste Bild gegeben und Sie haben dem Gratulanten nur die Möglichkeit des Bekennens gelassen. Er kann nur gestehen, daß die Begegnungen mit Ihnen – die direkten wie die indirekten mit ihren Büchern – zu den besten Bereicherungen dieses Daseins gehört haben, daß jede neue ein neues Mehr an Leben war und sein wird. Er kann nur erzählen, daß dieser Geburtstag ihm ein willkommener Anlaß gewesen ist, wie Ihr jüngstes Buch so auch Ihre früheren wieder einmal hervorzusuchen. Er hat bei diesem Suchen das Glück gehabt, „Staat und Drama“ von 1932 und den schönen Roman vom Spiel mit der Wirklichkeit aus dem Jahre 1936 zu finden und wiederzulesen: er hat im übrigen weidlich geflucht, daß ihm sowohl von Gustav Steinbömer wie von Gustav Hillard allerhand fehlt, von dem schon Goethe sagte: „Ich besaß es doch einmal“; er bekennt aber den festen Entschluß, der nicht nur als Huldigung, sondern ein bißchen auch als Offenbarung schlechten Gewissens im Umgang mit Büchern anzusehen ist, zu eben diesem Geburtstag am 13. Februar alles von Ihnen auf seinen kümmerlichen Gabentisch zusammenzuholen. Es gibt nicht so viel Männer wie Sie, daß vor allem wir, die wir noch dazu das Glück haben, Ihre Zeitgenossen zu sein, das Recht hätten, uns den Weg zu Ihnen, zu Ihren Büchern durch die Bücher anderer, d. h. durch die eigene Unordnung versperren zu lassen. Ein 75. Geburtstag ist ein wunderschöner Anlaß, diesem Zustand ein Ende zu machen – und an diesem Ihrem Geburtstag sich selber auch noch etwas zu bescheren! Selen Sie herzlich begrüßt – um nochmals Goethe zu bemühen: „Und so fortan!“

P. F.

KRITISCHE BLÄTTER

ZUR LITERATUR DER GEGENWART

SCHRIFTFÜHRUNG RUDOLF HARTUNG . HEFT 5 . FEBRUAR 1956

Die zweite Belichtung

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß die wichtigsten und interessantesten Bücher des letzten Jahres „Nachlaß“ waren: Friedo Lampes Gesammelte Werke, das Gesamtwerk von Felix Hartlaub, die Schriften Walter Benjamins. Gleichwohl handelt es sich bei keinem dieser Fälle um „Entdeckungen“, die erst heute gemacht worden wären, also um so etwas wie „postume Wirkungen verkannter Genies“. Der Begriff des verkannten Genies, der immer noch in manchen Köpfen spukt, hat überhaupt nur in der besonderen Geisteslage des 19. Jahrhunderts einigen Sinn besessen. Er hängt mit kultisch gesteigerten Ansprüchen des schöpferischen Individuums, Überbewertung geschichtlicher Wirkungsfelder, aber auch mit der solchen Ansprüchen gegenüber lückenhaften „Nachrichtenübermittlung“ jenes Jahrhunderts zusammen, dessen geistigen Ereignissen noch keine hinreichende Dichte registrierender Seismographen entsprach. Rückwärts gerichtet etwa auf Bach oder Grünewald jenen Begriff anzuwenden, würde schiefe Erkenntnisse liefern, obwohl beider tiefste und zugleich breiteste Wirkungen erst Jahrhunderte nach ihrem Tode eingesetzt haben. Heute ist nun die Sachlage eher umgekehrt. Es gibt Auguren die Fülle, aber viel zuwenig Ereignisse, von denen sie Notiz nehmen, denen sie zu echter Bedeutsamkeit verhelfen könnten. In allen drei obengenannten Fällen, wo Nachlaßautoren zu frischer und vertiefter Wirkung kommen konnten, lag dies kaum an mangelnder Erkenntnis, sondern zunächst einfach an den viel größeren Behinderungen der politischen Zeitverhältnisse. Dennoch muß man einen Zusatz und zugleich eine Einschränkung machen. Es verhält sich hinwiederum auch nicht so, daß im Falle Lampes, Hartlaubs und Benjamins zur Intensität einer Wirkung jetzt nur noch die Extensität hinzugekommen wäre. Besondere Erfolge werden die drei Veröffentlichungen auch jetzt wahrscheinlich für ihre verbliebenen Autoren nicht bringen. Es handelt sich eher um eine nochmalige Intensivierung der Intensität, um eine Art zweite Belichtung, um das Gesetz der geistigen Wiederholung, das in diesen Fällen gerade solche Beurteiler, die ihr Votum längst abgegeben hatten, noch einmal zu einer Revision im positiven Sinne, einer Heraufsetzung ihrer früheren Bewertungsziffern veranlaßt hat.

Die Frage dürfte tiefer, als es zunächst den Anschein hat, in die geistigen Strukturen der Zeit hineinleuchten. Wir können für die merkwürdige Erscheinung, daß der Tod der Nachwelt die Augen reinigt, wenn schon nicht öffnet, viele große Beispiele der letzten Jahre und Jahrzehnte beibringen, die von Lautréamont und Gerard Manley Hopkins bis zu Kafka, Simone Weil, vielleicht auch Robert Musil reichen würden. Oft genug gliedert sich dieser Vorgang noch weiter auf, indem es sich um verspätete zweite Wirkungen in anderen Sprachbereichen handelt. Marcel Proust hat in solcher

Weise bei uns eine zweite Entdeckung durch die einfache Tatsache einer neuen, angemesseneren Übertragung erfahren. Die Sache hat aber auch eine Kehrseite für die lebenden Autoren, insofern als jemandem, der schon zu Lebzeiten vielfache Belichtung gefunden hat, der also in einem gut ausgeglichenen Verhältnis von Rang und Ruhm, Leistung und Anspruch existierte, nach seinem Tode Perioden tiefer Vergessenheit drohen können. Wir haben es bei George erlebt und erleben es wachsend mit Rilke. Wenn sich hinter solchen Prozessen ein tiefenpsychologisches Gesetz aus den Hintergründen des Gruppenlebens verbergen sollte, könnte man hinsichtlich unserer zur Zeit gefeiertsten Autoren, wie etwa Thomas Mann, Ernst Jünger, Gottfried Benn, gerade weil sie schon ihren Zeitgenossen kaum noch Geheimnisse gelassen haben und persönlich auf die höchsten ihnen erreichbaren Höhen der Bestätigung gekommen sind, für die Zukunft unfreundlicher sehen. Es ist ja nicht so, daß es so etwas wie eine diesseitige Ewigkeit, eine definitive Unsterblichkeit gäbe, in die man von einem gewissen Rang an als schöpferisches Ingenium eingeht. Es gibt nur die Möglichkeiten mehrfacher Wiederbelebungen mit Zwischenphasen des Todesschlafes, wobei alle Macht über Leben und Tod immer irgendwie in die Hände, wenn schon gewiß nicht in die Willkür der jeweils lebenden Generationen gegeben ist. „Unsterblichkeit“ hatten auch diese nicht zu vergeben oder zu verwalten, sie können aber Begegnungen schaffen, Konstellationen fruchtbar machen, die einem Dahingegangenen, wenn sein Rang (aber nicht nur dieser, auch seine Unverbrauchtheit) groß genug ist, zu einem alle Zeitgenossen überstrahlenden Wiederaufleben verhelfen. Dafür dürften die drei genannten Autoren bei aller Unterschiedlichkeit einleuchtende Beispiele sein. Umgekehrt kann sich vielleicht mancher unter den Lebenden an ihrem Beispiel trösten. Ohne Namen nennen zu wollen, meinen wir diejenigen, die heute zwar nicht als „verkannte Genies“ (es gibt keine, wir „kennen“ sie alle, wenn wir sie auch nicht immer im Hegelschen oder im biblischen Sinne „erkennen“ mögen), aber doch in einem fühlbaren Mißverhältnis von Rang und Wirkung unter uns zu existieren glauben.

J. G.

ENTSCHEIDUNGEN IM TAUBENFLUG

Günther Eich: Botschaften des Regens. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1955. 63 Seiten. 7.20 DM

Günther Eich ist, im Geheimen, ein didaktischer Dichter. Er ist auf Änderung aus, auf das Eingreifen, und es ist nicht wahr, daß ein solcher Impuls mit reiner Lyrik nichts zu tun haben kann. Ob das Experiment der Verbindung von Lyrik und Lehre heute noch glückt, hängt davon ab, ob mit dem Mut, sich selbst als Exempel preiszugeben, noch der dazu nötige Takt verbunden wird; vor allem, ob die Stellen ausfindig gemacht werden, an denen die Sprache von sich aus schon ansetzt, das derzeitige gesellschaftlich sanktionierte Selbstverständnis zu widerrufen.

Eichs neues Gedichtbuch „Botschaften des Regens“ versucht Reiche bisher noch nicht gehörter Sprachen dem menschlichen Verstehen zu vermitteln. Es beweist die Situation, die mehr

und mehr bewußt wird: der Mensch nicht mehr als selbstverständlicher Mittelpunkt, sondern die menschliche Welt als eine kleine Figur inmitten andersgearteter, undurchschauender, aber deswegen nicht weniger wirklicher Welten. Gedichte gewinnen die richtigere, den Tatbeständen nähere Sprache dem noch nicht definierbaren Fabelton aus Fernen ab; sie tun es mit Hilfe ihrer Rhythmen und Metaphern. Eichs Verse begeben sich dabei oft in die Rolle von Parabeln, von Beispielsgeschichten, auch wenn der Autor dies nicht angestrebt hat. Dem Ekstatischen und dem hohen Pathos fern, suchen sie eine andere Verbindlichkeit und Getragenheit: in der genauen Beobachtung, in der Erfassung von bedeutsamen, aber leicht übergehbaren Gebärden und Schwingungen, in der Bewegung von Sympathie und Abwehr, die der Autor ihnen mitgibt. Ein Zustand, der nach der Psychologisierung liegt, weist so scheinbar in die Empirik des 18. Jahrhunderts zurück und zeigt doch zugleich die Erscheinungen jenseits des Surrealismus. Eich

hat sich vom Gedicht des 19. Jahrhunderts und von der Liedhaftigkeit der Romantik, die noch in einigen seiner früheren Gedichte vorhanden war, weiter entfernt.

„Sprachen ohne Laut, Herrschaften ohne Macht und unangreifbar“ versuchen sich auszudrücken. Schlüsse werden gezogen: „Vertrau deiner Macht nicht, / so wirst du auch nicht verwundert sein, / wenn du erfährst, daß du unwichtig bist.“ Der Blick geht durch die Geschichte hin und über die Geschichte hinaus. Der Mensch sieht sich als das, was er ist, und nicht als das, was er sein möchte, bemerkt sich inmitten erdgeschichtlicher Zusammenhänge; aber diese Einblicke können sich nicht mehr durch Ekstase ein Sonderdasein schaffen wie bei den Charon-Dichtern. Sie suchen vielmehr die Verbindung mit dem Kreis der Regungen und Bedürfnisse, die den Menschen eng umschließen und die, zumindest nach der gewohnten Sichtweise, zu jener fremden Umgebung in Widerspruch stehen.

So entfernen sich diese Gedichte aus der Sphäre der immer wieder nachgesprochenen Wendungen. Formeln, selbst die gutgemeinten, „Rettung des Menschen“, „Rettung der Schönheit“, „Rettung der Werte“ beschleunigen nur die Versteinierung, wenn sie sich auch ihrem Inhalt nach dagegen wenden. Sie sind selbst schon wieder ein Teil dessen geworden, was sie bekämpfen. Die Taubheit und Sterilität der Formeln macht daher einen anderen Weg notwendig: Erkenntnis und Erfahrung in die Gestalt des Gedichts hereinzunehmen, statt sie als Etiketten äußerlich einem Gedicht mitzugeben. Dieser Weg zeichnet sich in Eichs Bildfeldern, in seinen Zeichen ab: die angelandete Flaschenpost; das Mosaik, das im Strandgut erscheint; Regenlandschaften; Labyrinth von Straßen im Herbst; Vogelschwärme; Vogelzüge. Eich versucht in den neuen Gedichten seine Erfahrungen in Gebärden auszudrücken. Seine Verse haben sich verfeinert: ein Handschuhwinken, das Anstreifen von Blütenstaub, von Flügeln am Gesicht; das Lauschen vor den Türen; das Öffnen eines Fensters; das Frösteln am Morgen. Diese Momente sind nur Anlaß für Ausblicke in einen bis zu jenen „fremden Sprachen“ hin gestuften Hintergrund. Die Auswahl der wenigen älteren Gedichte, die in dem neuen Band aufgenommen sind, scheint ebenfalls unter diesem Gesichtspunkt vorgenommen zu sein: es sind nur solche Verse gewählt worden, denen in einfachen Gebärden das Komplizierte gelingt („Mirjam“, „Schuttablage“).

Eich ergreift nicht, obwohl es naheläge, die Möglichkeit, seine Ziele durch den weiteren Gebrauch der Formeln, die aus dem französischen Surrealismus geläufig sind, zu erreichen. Selten nur noch wird von ihm der surrealistische Genitiv angewendet, der im Deutschen schon von vornherein unbeweglich und verhärtet war („Baumgruppen des Zweifels“, „Zäune der Armut“). Der Abstraktes und Konkretes verklammernde Genitiv löst sich bei Eich in einen einfachen Satz, der seinerseits nun Abstraktes und Konkretes verknüpft: „Dem Vogelzug vertraue ich meine Verzweiflung an“; oder in eine Wortzusammensetzung: „Vogelwind“, „Vogelschrift“. Er versucht es mit dem kurzen Aussagesatz, mit der nicht präventösen, zuweilen untertreibenden Wendung, die nun überraschend lapidar und ungewöhnlich wirkt. Die vom Surrealismus entdeckten Küsten bleiben sichtbar; es bleiben einbezogen die Bewegungen zwischen den Bruchrändern, die Begegnungen über dem Muschelstrand des Verstreuten. Nur selten aber bleibt der surrealistische Apparat. Eich gibt offene Formen statt geschlossener Formeln.

Es ist kaum vermeidbar, daß dort, wo etwas gewagt wird, Gefahren deutlicher sich abzeichnen; so etwa, wenn Eich seine Gebärden noch zusätzlich benennt, wenn also Worte wie „Frage“, „Antwort“, „Geheimnis“, „Augenblick“ auftauchen, da doch die Gesten der Frage, der Antwort, des Geheimnisses, des Augenblicks im Vers verkörpert sind und für sich selbst sprechen sollten. Oder wenn die Einfachheit des Berichtens noch nicht die Tiefenschärfe erreicht, daß man die verbindliche Landschaft dahinter erkennt. Ein kleiner, entscheidender Schritt weiter bleibt zuweilen zu tun; doch dieser Anreiz hinwiederum läßt den Leser nicht haltmachen, zumal allen diesen Versen Vollendung vorschwebt. Sie „greifen ein“, am besten dort, wo die Tendenz des Eingreifens nicht mehr offen zutage tritt, sondern wo sie in der Gestalt der Verse aufgegangen ist. Dort sind auch die künstlerischen Höhepunkte des Buches („Königin Hortense“, „Wo ich wohne“, „Ende August“, „Lemberg“, „Tauben“). Diese Verse rücken den Raum der Entscheidungen dem Leser in unmittelbare Nähe: dorthin, wo das Überlegene im Alltäglichen sich ereignet und sich als vorhanden erweist, den Zwecktopographien gegenüber groß und übermächtig; wo „die Entscheidungen geschehen im Taubenflug“.

Frankfurt a. M.

Walter Höllerer

VÖLLKOMMENES FRAGMENT

Felix Hartlaub: Das Gesamtwerk. Dichtungen – Tagebücher. Herausgegeben von Geno Hartlaub. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1955. 478 Seiten. 21,50 DM

Jenen Mann, über dessen Nachlaß hier nur kurze Wert- und Ortsangaben gemacht werden können, gibt (bzw. gab) es in doppelter Ausfertigung. Da ist zunächst der eine, der Zeitgenosse: geboren ein Jahr vor dem ersten, vermißt in den Schlußtagen des letzten Krieges; zuerst bei einer Flakeinheit, dann – er war approbierter Historiker – mit halbivilen Archivarbeiten im besetzten Paris beschäftigt; später ins Führerhauptquartier verschlagen; dort Assistent des Kriegstagebuch-Schreibers; letzten Endes – welch eine Redensart! – abhanden gekommen während der Kämpfe um Berlin. Keine halbierte Erkennungsmarke, kein Totenschein, nichts. Ein Obergefreiter namens Felix Hartlaub: vermißt, spurlos verschwunden – einer von vielen.

Dann der andere, der Doppelgänger: geboren um 1927 während der Arbeit an einer Pennäler-Geschichte. Im Konfirmandenalter schon ein begabter Stilist. Schreibt als 16jähriger die Szenenfolge „Der verlorene Gott“ (ein wüstes Bilder-Lotto). Übt stilistische und formale Askese bei der Konzeption seiner (an klassischen Modellen sich orientierenden) Novelle „Parthenope“. Findet so das seiner hitzig-deliierenden Prosa angemessene Temperans. Wird schließlich so sicher im präzisiertischen Ausdruck von Sinnes- und Denk-Daten, daß ihm weder das eintönige Feld-Grau-in-Grau noch auch die von ihm schon bald als unrühmlich erkannte Beschäftigung mit „praktischer Weltgeschichte“ etwas anhaben kann. Schreibt nebenbei, was wechselnde Umgebungen, was ein konstanter Ausdruckszwang ihm abverlangen – und hinterläßt so ein Gesamtwerk, dessen Quantität gering, dessen stilistische Qualitäten jedoch die fast aller zeitgenössischen Prosa übertreffen . . .

Inzwischen hat sich – unter der Formel „Das Beste über den letzten Krieg“ – herumgesprochen, was auf dem Schutzumschlag des nun vorliegenden „Gesamtwerkes“ zu lesen ist, nämlich: „In Felix Hartlaub ist uns eine Begabung ersten Ranges verlorengegangen, vielleicht das stärkste Prosa-Talent der jüngeren deutschen Generation.“ Nicht nötig also, Beifall und Klage zu vermehren um weitere Superlative. Ausnahmsweise ist man einer Meinung über den Rang, und wäre „Genie“

noch eine respektable Bezeichnung, zweifellos würde sie des öfteren gebraucht worden sein in Verbindung mit dem Namen dieses Autors. Aller Zustimmung zum Trotz bleibt nun aber noch zu klären der Grund für die Legitimität solcher Einschätzung. Und wenn irgendwo, dann dürfte dieser Grund zu suchen sein nicht in der Zeitgenossenschaft, wohl aber in der Prosa Hartlaubs. Wie nämlich Cervantes nur nebenbei eine Satire auf die flüchtige Aktualität eines heruntergekommenen Ritters, so schrieb auch Hartlaub nur nebenbei „das Beste über den letzten Krieg“. Er jedenfalls hätte den Krieg nicht nötig gehabt, um zu vollbringen, was etwas mehr verdient als nur zeitgenössisch erregten Applaus.

„Dichtungen und Tagebücher“: nur was hier unter „Dichtungen“ rangiert, das fällt ab gegenüber den sogenannten „Tagebüchern“. Und zwar deshalb, weil dort ein noch blinder, hier jedoch ein berechnender Sprachinstinkt am Werk war. Dort (in den Erzählungen, Skizzen usw.) geniale Zufallstreffer – hier (in den Aufzeichnungen aus der Berliner Studentenzeit und – noch dichter – in den privaten „Kriegsberichten“) geniale Trefferserien. Wie alle Frühreifen, so mußte auch Hartlaub einen Kritiker in sich großziehen. Mit diesem schwierigen, weil die Spontaneität verstörenden Geschäft begann er an dem Tage, da er „mißtrauisch wurde gegenüber dem ungeheuerlichen Vergleichs- und Bilderschwalm“. Folge dieses Mißtrauens: die mühevolle Produktion läßt zunächst nach. Aber nach überstandem Prozeß, nach der vollzogenen Kontamination des Nachtwandlers mit dem Künstler, schreibt er eine Prosa, um die – Musil ihn beneidet hätte.

Die Gleichung „Dichtung = vollkommen sinnliche Rede“ zu lösen, gelingt nur genial begabten Prosaisten. Es gelang Hartlaub. Doch selbst in diesem Ausnahmehereich macht er noch einmal eine Ausnahme von der Sonderregel. Prosa hat immer nur zwei Zugänge zur Poesie. Der eine öffnet sich bei einer Lockerung des syntaktischen zugunsten des rhythmischen Bandes: dann setzt sich das prorsus, setzt sich das Geradeaus der Prosa in kreisende, in lyrische oder rhetorische Bewegung (Beispiele: Joyce, „Finnegans Wake“; Broch, „Tod des Vergil“; Benn, „Prolemäer“; Th. Manns rhetorischer Periodenbau usw.). Der zweite Zugang hingegen ist viel enger, weil er nur passierbar wird, wenn der Autor „alle Sinne“ dadurch affiziert, daß er genaue Daten aus den verschiedenen Sinnes-, Denk- und Milieubereichen miteinander in Kontakt bringt. Musil hat diesen

zweiten Zugang bezwungen. Nach ihm Hartlaub... Hier ein Pars-pro-toto-Beispiel aus den Pariser Aufzeichnungen: „Die großen Leiber der Pappeln ... Die Blätter leuchten von innen, beinahe wie reife Früchte, nicht mit der glänzenden Außenhaut. Das Rauschen scheint immer stärker zu werden. Es gibt das vielstimmige hastige Durcheinandersprechen der äußeren Blätter, eine endlose blinde Aufregung; aber auch das Innere des Baumkörpers hat seine Stimme, ohne einzelne Zungen, ein unregelmäßiges Atmen, Seufzen, an der Grenze des Gesanges. Und dann wird oft noch ein einzelnes Glied von einer besonderen Erregung ergriffen; alle die anderen übertäubt es, eine unbegreifliche, geflügelte Klage oder ein Lachen, in dem ein schwerer Satz aufgeführt ist, etwas Metallisches mitrüttelt ...“

Wie nun in jener kurzen Passage über die Pappeln im Quai Bourbon, so schreibt Hartlaub – Jargon und Höchstdeutsch, präzise Beschreibung und Surrealismen mischend – über Generalstähler, Wehrmachtshelferinnen, Hotel- und Barackenmilieus, so schreibt er über erfundene wie reale Gesichter, Straßen, Plätze, so über gegenwärtige wie kommende Dinge. Alles aber sieht er aus allerfernster Nähe, immer betrachtet er sich und die anderen sozusagen aus der Vogelnahperspektive. Am Detail zeigt er ohne Umweg über die Reflexion das Ganze. Und wenn für irgendeinen, dann trifft für Felix Hartlaub zu, was Hofmannsthal gesagt hat, nämlich: „Eine schöne Sprache ist die Offenbarung eines unter den erstaunlichsten Umständen, unter einer Vielheit von Drohungen, Verführungen und Anfechtungen aller Art bewahrten inneren Gleichgewichts.“

Brackwede

Günther Steinbrinker

SEPTEMBERLICHT

Friedo Lampe: Das Gesamtwerk. Rowohlt Verlag, Hamburg 1955. 330 Seiten. 14.80 DM

Das Gesamtwerk Friedo Lampes, zehn Jahre nach dem Tode des Dichters in einem Band publiziert, umfaßt die zwei romanähnlichen Gebilde „Am Rande der Nacht“ und „Septembergewitter“, eine Reihe von Erzählungen (einige aus dem Nachlaß) und drei Gedichte. An letzteren läßt sich erkennen, daß ein Meister lyrischer Prosa, als welcher Lampe gelten könnte, für eigentliche Lyrik etwas „vorbelastet“ ist. Er unterliegt leicht der Gefahr, den Ertrag, der auf andere Weise

schon gewonnen ist, hinüberzunehmen ins Gedicht, anstatt den Vers selbst produktiv zu machen. Er sagt es direkt, was er in seiner Prosa gestaltet hat: „Wie alles am tiefsten in Farben glüht, / Bevor es sich neigt und von uns zieht ...“

Zwei Verse, die nun allerdings das Klima zumindest der beiden Kurzromane recht genau treffen. Sowohl in dem zuerst 1933 veröffentlichten (und bald beschlagnahmten) Werk „Am Rande der Nacht“ wie in „Septembergewitter“ (1937) ist das Geschehen eingebettet in den Nachmittag und Abend eines Spätsommertags. Der Aufruhr des Frühlings ist vorbei, die Früchte sind gereift, und was noch glüht, glüht in herbstlicher Luft und schon dem Untergang entgegen; es ist nicht mehr die Zeit der Entwicklung, sondern des sich sättigenden Schauens und des Abschieds. So stellt Friedo Lampe eine Welt dar, in der sich fast alles bereits erfüllt hat: ein alter Mann blickt in den sinkenden Abend, beim Schein der Lampe im dunklen Garten tauschen zwei andere Briefmarken jener Länder, die sie nie gesehen haben, die Töne einer Flöte ziehn durch die Nacht, der Steward auf der „Adelaide“ wird dem Kapitän hörig bleiben, ein Mord ist schon geschehen, nur der Täter ist noch zu verhaften ... Selbst den Kindern oder den sich einschiffenden Studenten ist in dieser abendlichen Welt Friedo Lampes das Künftige schon bereitet; was sein kann und wird, ist immer schon da, gegenwärtig wie die Luft, die alle Figuren und Geschehnisse weich umrandet.

Die erstaunliche Kunst Friedo Lampes aber bekundet sich darin, wie er den verhältnismäßig kleinen Bestand an Welt – eine Stadt mit Hafen, das heimatliche Bremen – gegenwärtig zu machen verstand. Gegenwärtig natürlich in einem ganz spezifischen Sinne – ist doch das Da-sein von Menschen und Dingen innerhalb einer Dichtung (worauf Kritik so selten ihr Augenmerk richtet) jeweils verschieden von Art und Intensität des Da-seins im Werk eines anderen Dichters. Im Falle Lampes nun verhält es sich so, daß seine weiche musikalische Prosa Gestalten gleichsam aus sich herauswölbt: Luft, die sich ballt, Atmosphärisches, das sich verdichtet und dadurch in Wasser, Erde und Menschen gewissermaßen einen identischen Weltstoff ahnen läßt. Umschreibend dürfte man auch sagen: seine Prosa schafft ein Medium, das es ermöglicht, das spezifische Gewicht der Dinge – und deren Relevanz im Raum des Erlebens – ungewöhnlich genau zu bestimmen. Dank dieser genauen „Bestimmung“ wird dann fast alles auf geradezu

bestürzende Weise wirklich: Friedo Lampe kleine Welt mit ihren freilich nie verschwiegenen Hintergründen an Schrecken und Brutalität legt sich uns ans Herz wie nur je dem Kind ein Garten mit heraufziehendem Mond, ein Orgelspiel in einer stillen Kirche, die Kunde von verbotener Lust oder Gewalttat. Das Momentane, das ganz Vergängliche gewinnt Dauer, weil es, Bild geworden, die geheimnisvolle Essenz des Augenblicks bewahrt.

„Lauter kleine, filmartig vorübergleitende, ineinander verwobene Szenen . . .“, so beschrieb Lampe selbst sein erstes Werk. Auch das fast ebenbürtige „Septemborgewitter“ und zwei kleinere Erzählungen sind ähnlich komponiert. (Man möchte wohl wissen, ob Lampe diese „Methode“ den von ihm eifrig gelesenen ausländischen Autoren verdankt.) Die durchlaufende Fabel verschwindet, Bild wird an Bild gereiht, und wie in Trakls „Verklärter Herbst“ möchte man auch hier fortfahren: „Das geht in Ruh und Schweigen unter.“ Merkwürdig übrigens, daß Johannes Pfeiffer in seinem Gestalt und Werk ausgezeichnet charakterisierenden Nachwort nicht auf diese Verwandtschaft mit Trakl hingewiesen hat. Dort wie hier das Herbstliche, späte Farben, das Bildhaft-Musikalische, Symbole des Verfalls und Untergangs. Das geht zuweilen bis in Einzelheiten der Sprache: auch bei Lampe finden sich Sätze, in denen die Welt gleichsam selber ihre mit Eigenschaften befrachteten Substantiva ohne Prädikat vorträgt („Schwüler Spätsommernachmittag der alten Stadt, üppig blühend, windstill und schwer . . .“). Nur war Friedo Lampe als Mann der Prosa besser gefeit gegen die Verführung des Todes – die Gestalten, die der Erzähler ins Leben führt, geben ihm auch dort Heimatrecht. Denkwürdig aber ist das Phänomen, daß hier eine sehr reife, trotz des Lokalkolorits niemals provinzielle Produktion völlig ohne Reflexion möglich geworden ist. (Nur in einigen Stücken, vor allem in der Skizze „Das dunkle Boot“, ertrinkt diese Prosa in ihrer eigenen Stimmung.) Geist hat sich in diesem Werk ganz und gar in Sensibilität verwandelt: ein Sachverhalt, der es zwar nicht gestattet, unserer Gegenwart diese an eine durchaus individuelle Konstellation gebundene Kunst schlankweg als Vorbild „echten“ Erzählens zu empfehlen oder sie etwa gegen den gedankenträchtigen Roman auszuspielen, wohl aber den hohen Rang und den seltsamen Zauber dieser Dichtung begründet.

Berlin

Rudolf Hartung

KUNST DES INNEREN MONOLOGS

Valéry Larbaud: Glückliche Liebende. Novellen. Aus dem Französischen von Nino Erné. Limes Verlag, Wiesbaden 1955. 262 Seiten. 8.80 DM

Wir sind eifrig beim Nachholen; vielleicht wird die deutsche Literatur sogar einmal aufholen, um endlich wieder eine Rolle in der modernen Weltliteratur zu spielen. Gegenwärtig kommt das Ausland, Frankreich wie die englisch sprechende Welt, bedauerlich gut ohne uns aus, wir sind literarisch offenbar wenig entbehrt; darüber sollte auch der riesige weihnachtliche „Buchausstoß“ nicht hinwegtäuschen. Jeder noch so gutgemeinten Anthologie lebender deutscher Autoren, die in fremder Sprache erscheint, merkt man Verlegenheit und Unsicherheit an: wen soll man aufnehmen, was ist wichtig und originell? Eine gewissenhafte Reverenz also den deutschen Verlagen, die nicht aufs Geratewohl heranziehen, sondern das Wichtige nachtragen, jene ausländischen Autoren vor allem, die für ganze Entwicklungen stehen. So erscheint jetzt das Werk Marcel Prousts, Henry James', Montherlants, Fitzgeralds und nun auch schon das zweite Werk Valéry Larbauds.

„Amants, heureux amants“ (zitiert nach Boileau) erschien 1923 in Paris. Der Verfasser bestätigte mit diesem Buch nur den Rang, den man ihm schon bei seinem Erstling ohne weiteres eingeräumt hatte: wenige Monate vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges hatte die Nouvelle Revue Française den verwegenen Roman „A. O. Barnabooth“ veröffentlicht, jene hinreißende Groteske über einen jungen Multimillionär, der sich vergeblich in die bedenklichsten Abenteuer stürzt, um sein Ich zu erfahren. Zwei Gedichtbände lagen auch vor, einige bezaubernde literarische Essays sowie Übersetzungen aus dem Englischen. Nach dem Kriege gehörte er einige Zeit zum Freundeskreis von James Joyce, er half auch bei der berühmten französischen Übersetzung des „Ulysses“, aber er möchte nicht geradezu als Schüler gelten. Die dritte der Geschichten der „Glücklichen Liebenden“ ist Joyce ausdrücklich gewidmet als dem „Erzeuger der Form, deren ich mich in diesem Stück bediene“. Es ist ein Parodiestück des inneren Monologs, aber wie spielerisch, ja verspielt fast bedient sich seiner der Franzose! Ein junger Mann betrachtet zwei schlafende Mädchen, ein Seismograph der delikatesten Assoziationen verzeichnet Erinnerungen,

Stimmungen wie verwehender Zigarettenrauch, aparte Traurigkeiten: ein frivoles Bukett aus Bagatellen und Seufzern.

Aber auch in der ersten Geschichte „Heimlichste Beratung“ (dem nahezu völlig vergessenen Edouard Dujardin gewidmet, den Joyce als Vorgänger verehrte) spielt Larbaud mit demselben Kunstmittel, sogar noch etwas konsequenter. Ein junger Mann entflieht einem anstrengend gewordenen Verhältnis (diese jungen Männer sind hier nahezu schablonisierte Meditationsgefäße, dafür leuchten aber die Frauen und Mädchen wie Kaleidoskope unerschöpflicher Reize). Er besteigt irgendeinen gerade abfahrenden Rapido, setzt sich in ein leeres Abteil, und nun beginnt das Bild der Verlassenen wie ein Libellenflügel zu oszillieren, die Gedankenketten folgen dem Rhythmus der Fahrt, den Zäsuren der Aufenthalte, tiefer noch taucht die Erinnerung in die Jahre, die Vorstellungen werden zum ruhelos zuckenden Mosaik, Stationsnamen stürzen in neue Strudel, schließlich zergeht die verlassene Isabelle wie ferner Funkenregen, und in allen Farben der Sehnsucht steigt das Bild einer neuen Illusion auf, einer neuen Liebe: das verheißende Antlitz Irenes.

Höchste Kunst der Simultaneität im zweiten Stück „Die blau-weiße Närrin“ („Beauté, mon beau souci“). Wir sind in einem London ohne Nebel und Spleen, es glänzt fast wie Prousts Balbec. Der junge Mann in einer neuen Situation: zwischen Mutter und Tochter, die vierzehnjährige Kolombine Queenie steht in der Macht der ersten Liebe. Wieder geschieht fast nichts, etwas Verwirrung, Lockung und Spannung, dann eine kleine schmerzliche Pause, und schon mündet das melancholische Scherzo in den ruhigen Takt der geheilten Herzen. Die Sprachkunst Larbauds wird hier am berückendsten, es ist wie eine Gouache von Dufy in Worten, im sicheren Gelingen bezaubert selbst die Lässigkeit wie bei einem Jäger, dem die Schmetterlinge ins Netz flattern.

Feste der Artistik, Wunder der Mühelosigkeit, am Schluß lächelt man dankbar wie nach einem virtuososen Tennismatch. Und dann denkt man wieder an Joyce: wie schwer hat der an seinen Quadern gearbeitet, wie pedantisch ist er seinem Leopold Bloom auf den Fersen geblieben, einen endlosen Dubliner Alltag lang, bis es so weit ist, daß Frau Bloom zu dem erbarmungslosen Epilog ihres vierzigseitigen Selbstgesprächs ausholen kann. Wie angestrengt und anstrengend, gewiß,

aber es war auch so etwas wie eine neue Tragik gewonnen, wenigstens eine Ahnung, ein Wetterleuchten. Dazu verhalten sich die Stücke Valéry Larbauds wie heiter-ironische Paraphrasen, sie stehen in der Sonne einer unzerstörbaren Stiltradition: selbst in modernste Seelenlotungen klingen ferne Dialoge Lukians. Larbaud ist eins der strahlendsten Talente jener Zwischengeneration der heute etwa Siebzيجährigen; er kann so viel, er kann fast alles, er kann nur eines nicht: beunruhigen!

Berlin

Walter Lennig

AUF VERLORENEM POSTEN

Wyndham Lewis: The Human Age. Book 2: Monstre Gai. Book 3: Malign Fiesta. Methuen, London 1955. 566 p. 30 s.

Als er im Jahre 1928 den ersten Band dieser Roman-Tetralogie, „The Childermass“, veröffentlichte, versprach Wyndham Lewis eine baldige Fortsetzung. Da beinahe 30 Jahre vergehen mußten, ehe er sein Versprechen halten konnte, wundert man sich nicht, daß sich der ganze Plan des Werkes – sogar der Stil des Autors und der Charakter der Hauptpersonen – gänzlich verändert hat. Obgleich schon „The Childermass“ in einer jenseitigen Welt ansetzte, war das menschliche Leben der Gegenstand seiner Satire. Auch die zwei neuen Bände, welche die Hauptpersonen, Pullman und Satterthwaite, aus einem Ort, den man als Vorhimmel bezeichnen könnte, zuerst in einen Himmel, der keiner ist, dann in eine Hölle, die allmählich menschlich wird, versetzen, bleiben dieser satirischen Absicht treu. Schon der neue Titel des Gesamtwerkes, wie auch jener des noch fehlenden 4. Bandes, „The Trial of Man“, deuten an, daß es sich nicht um eine neue „Göttliche Komödie“, sondern um eine menschliche handelt. Die jenseitigen Orte, in denen die Romane handeln, dienen also keinem eigentlichen religiösen, sondern einem sozial- und philosophisch-kritischen Zweck. Schon darum mußte sich die ganze Tendenz des Romanwerks grundsätzlich verändern: was sich im Jahre 1928 dem Satiriker darbot, ist heute verschwunden oder ohne Bedeutung. Und auch der Satiriker, der einst für eine bessere Zukunft kämpfte, glaubt nicht mehr daran.

Der deutsche Leser, der sich mit diesen neuen Romanen befaßt, wird nicht nur zu dem ersten Band „The Childermass“ – der nun neu auf-

gelegt werden soll – zurückgreifen müssen, sondern auch zu andern kritischen und polemischen Werken dieses höchst eigenartigen, einzelgängischen Maler-Satirikers. Wyndham Lewis, der als Schriftsteller nie ein größeres Publikum erreicht hat, gehört der Generation von Ezra Pound und T. S. Eliot an. Kurz vor dem ersten Weltkrieg erschienen auch frühe Gedichte dieser Autoren in der von Lewis herausgegebenen Zeitschrift „Blast“. Schon diese Zeitschrift, wie auch die darauf folgenden, „The Tyro“ und „The Enemy“, war aber hauptsächlich das Organ des kampf-lustigen Herausgebers. Wyndham Lewis bekämpfte die Gesellschaft und die Vertreter aller Kunst-richtungen, die nicht seiner eigenen futuristischen Bewegung, dem Vorticism, angehörten. 1927 erschienen auch „The Lion and the Fox“, eine Deutung der politischen Grundlagen von Shakespeares Tragödien, und „Time and the Western Man“, eine höchst treffende Kritik der Zeitphilosophie von Bergson und der Romandichter, wie z. B. James Joyce, welche die Dimension der Zeit experimentell behandelten. Andere wichtige Werke von Wyndham Lewis sind „The Apes of God“, ein Roman, der sich gegen die Intellektuellen der Zwischenkriegsjahre richtet, und zwei autobiographische Bücher. Politisch war Wyndham Lewis reaktionär und antidemokratisch; noch in „The Childermass“ war er dem Faschismus nah. 1931 veröffentlichte er ein Buch über Hitler, welches er erst 1939, in „The Hitler Cult. And how it will end“, widerrief.

Auch in den neuen Romanen richtet sich die Satire gegen die Demokratie, wenigstens gegen die Vermassung, die Wyndham Lewis am englischen Wohlfahrtsstaat rügt; aber auch die faschistische Partei des Hyperides (in „Monstre Gai“) wird kurz abgetan, ebenso wie die kommunistische. Die Sympathie des Erzählers scheint dem Vertreter der katholischen Partei, Father Ryan, zu gelten, wenn es auch schwer ist, die positive Einstellung des Verfassers zu erraten. Eigentlich scheint er nichts zu schätzen als die Intelligenz; und da die menschliche Intelligenz kein Absolutum ist, kann man nur die negativen und satirischen Absichten der neuen Romane mit Sicherheit feststellen. Wie schon in „The Childermass“, ist dem Verfasser der moderne Kult des Jugendlichen verhaßt; denn die Verherrlichung der Jugend entspringt einer Reaktion gegen die Intelligenz. Aber während Wyndham Lewis in den neuen Romanen an der Menschheit überhaupt zu verzweifeln scheint, behandelt er die einzelnen

Personen, sogar den jugendlichen Satterthwaite, mit einer Toleranz, die man beinahe freundlich nennen könnte, wenn er nicht ab und zu einen satirischen Pfeil auf sie abschießen würde. Wie T. S. Eliot schon bemerkt hat, werden aus den Marionetten des ersten Bandes nun Menschen.

„Malign Fiesta“, welches sich in einer modernen Hölle abspielt, beherrscht die Persönlichkeit des Satans oder Sammaels. Auch dieser trägt Züge des Verfassers, der seinen Puritanismus und seinen Weiberhaß bis zu einem gewissen Grade zu billigen scheint, nicht aber die grausame Folterung der Frauen, die Sammael betreibt. Auch die männlichen Sünder, die in einer Abteilung der Hölle mit klinischer Gründlichkeit bestraft werden, sind hauptsächlich sexueller Verbrechen schuldig; ganz besonders hat es Wyndham Lewis, wie auch schon in früheren Werken, auf die Homosexualität abgesehen.

Nur sehr wenigen Themen dieser Romane kann man in einer kurzen Besprechung gerecht werden; und die allgemeine Bedeutung des Gesamtwerkes wird erst klar hervortreten, wenn der vierte Band erscheint. Am Ende von „Malign Fiesta“ wird Pullman von himmlischen Engeln – auch die Hölle ist mit Engeln bevölkert – festgenommen und fortgetragen; das Gericht des Menschen kann erst dort beginnen, während bis jetzt nur die menschlichen Einrichtungen in einem einzigen Zeitalter gerichtet werden konnten. Das Urteil wird nicht weniger schrecklich sein als die Handlung dieser beiden Bände.
London

Michael Hamburger

ANTLITZ IM SPIEGEL

Charles Morgan: Morgenbrise. Roman. Aus dem Englischen von Peter Gan. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1955. 246 Seiten. 11.80 DM

In Umriß und Stimmung erinnert der neue Morgan auffallend an Turgenjews „Erste Liebe“. Ich weiß nicht, ob dem vielgebildeten Autor diese Vorlage, eine der schönsten Erzählungen der Weltliteratur, bewußt war. Es wäre ihm zuzutrauen; denn wenn man ihn, nach längerer Pause, wieder liest, wird einem klar, wie sehr das Fortspinnen einer künstlerischen Tradition – ein sehr bewußter und mit Triarierstolz aufrechterhaltener Konservatismus – für ihn Berufung ist. Was nun den Turgenjew betrifft, so kehrt er uns in dem Werk des Engländers weniger um die

hundert inzwischen vergangenen Jahre modernisiert als vielmehr mit einem dünneren, eben britischen Silberstift gezeichnet wieder. Wir haben fast die gleiche Konstellation: abermals erlebt ein Knabenherz in seiner ersten Liebe, wie durch Fensterscheiben hindurch, die Gewalt des Erwachsenenlebens und seiner Leidenschaft, härtet sich dabei fürs eigene spätere Schicksal und hat also die „erste“ Liebe eigentlich nur im Traum, die Macht der Liebe aber unauslöschlich erfahren. Aus dem verschlumpten Haushalt der Fürstin Sassjagin ist das verschuldete Schloß des verträumten Humanisten Letterby geworden; aus der Zaubergestalt Sinaide mit der großen Seele die um einiges fragilere Rose Letterby; und so wie Wladimir bei Turgenjew hat auch David bei Morgan seinen ihm wesenfremden, aber scheu verehrten Vater, wenn auch dessen Rolle im Roman nicht die zentrale Bedeutung hat wie in der Novelle des Russen. Dafür ist dem Kleeblatt der Figuren noch eine fünfte und sechste Gestalt hinzugefügt: der Vetter Howard und Davids Schwester Anne, die füreinander bestimmt sind und auch ein Paar werden, obwohl Rose Letterby das beinahe vereitelt hätte. So geht diese Geschichte zum Unterschied von derjenigen Turgenjews „gut“ aus, freilich tief, tief melancholisch.

Das Lied der Jugend, leise nachgesummt vom alternden Menschen, das war ja immer Morgans stärkste Kunst: in der Jugendgeschichte des Sparkenbroke und in den entsprechenden Kapiteln der „Reise“. Hier ist es zum alleinigen Thema geworden, und deswegen möchte ich meinen, daß dies, wenn man eine gewisse Verdünntheit der Handlung und eine – darf man sagen – pompejanische Umrißhaftigkeit und Ausgeblasenheit der Gestalten in Kauf nimmt, unter seinen Romanen das reinste Kunstwerk ist. Seine Schwäche – das etwas Stelzige und Zelebrierende seines Seelenkommentars – ist aufgefangen in der Jugendlichkeit der erzählenden Ich-Gestalt. Diesem Gymnasiasten mit der Vorliebe für Vergil und Homer ist zuzutrauen, daß er sich wie auf Stöckelschuhen ins Leben hineintastet: er steht noch in dem Zwischenalter, da er „wie ein Mann dachte oder doch bewußt so zu denken versuchte, während er gleichzeitig zu einem erheblichen Teil von den Phantasien eines Kindes beherrscht war“. So küssen ihn, wie Cherubino, die Mädchen, wenn sie einen anderen begehren; Aufträge streifen ihn, die er nicht erfüllen, nur weitertragen kann; und das Leben schaut er nur als unbestimmten Hintergrund zu

dem in der trennenden Fensterscheibe gespiegelten eigenen Antlitz – „Portrait in a Mirror“, wie Morgans Frühroman hieß.

Gelegentlich entgleitet die einzelne Szene ins Triviale, der Kommentar ins Faserige. Aber dafür sind, bei aller Umrißhaftigkeit, die Gestalten – alle sechs – von wunderbarer Eindrucks-kraft, vielleicht deshalb, weil sie so vereinfacht gezeichnet, dabei aber alle mit äußerster psychologischer Fairness behandelt werden. Auch ist dies ein Buch, das immer schöner wird und das man erst vom Ende her richtig schätzen kann: das Schlußwort des alt gewordenen Erzählers zu seiner langverwehten Geschichte ist deren Krone. Ammerland W. E. Süskind

KUNSTWERK UND BEICHTE

Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Bd. IV: Sodom und Gomorra. Aus dem Französischen von Eva Rechel-Mertens. Suhrkamp Verlag, Frankfurt, Rascher Verlag, Zürich 1955. 805 Seiten. 24.— DM

Marcel Proust: Tage der Freuden. Aus dem Französischen von Ernst Weiß. Propyläen Verlag, Berlin 1955. 184 Seiten. 7.80 DM

In Marcel Prousts Schaffen mischen sich das persönliche und das künstlerische Element auf so fremdartige Weise, daß alle Versuche einer gültigen Charakterisierung in einer Halbwahrheit zu enden scheinen. Das Werk gleicht einem Polypen aus undefinierbarem Gallert, der seine Fänge ins Unendliche streckt. Es gibt in den barocken Verzweigungen seiner Thematik, in seinem etwas verblasenen Spiritualismus und in der unvergleichlich präzisen Menschen- und Milieuschilderung das Weltbild einer im tiefsten Grunde verlogenen Epoche, von der uns mehr anhängt, als wir wahrhaben wollen; aber neben dieser „Bestandsaufnahme“ enthält es in kaum verhüllter Form die intimsten Bekenntnisse des Ich-Erzählers und seiner verschiedenen Inkarnationen.

Die beiden Sphären durchdringen sich nicht immer und nicht vollständig, als Ganzes bleibt die Erzählung trotz der als überwölbende Kuppel gedachten Zeit-Philosophie Bergsons ein „roman impur“, wie die zahlreichen Lötstellen im Ablauf der Handlung – oder Handlungen – beweisen. Daher mag es kommen, daß einige den persönlichen Hintergrund des Werks, andere die ästhetischen Qualitäten oder die gedankliche Zuspitzung für das entscheidende Merkmal halten.

Wenn André Gide „bloße Eitelkeit“, Charles Briand „neurotischen Exhibitionismus“ als Motiv der Selbstdarstellung Prousts bezeichnen, während Samuel Beckett und Maurice Blanchot die Sehnsucht nach dem Unvergänglichen hervorheben und eine dritte Gruppe in der „Recherche“ nur eine Parodie Saint-Simons sehen will, so mögen alle recht haben, aber gewiß keiner ganz. Bei Proust bleibt das – immer problematische – Verhältnis zwischen Kunstwerk und privater Existenz des Künstlers deswegen so undurchsichtig, weil er mit größter Meisterschaft, aber ganz bewußt den Schein des Schönen benutzt, um das erschütternde Bekenntnis seiner Verlorenheit, ja Verworfenheit erträglich zu machen – für sich selbst und für die anderen, die es lesen.

Es ist bezeichnend, daß Proust anfangs daran dachte, den ganzen vielbändigen Roman „Sodom und Gomorra“ zu nennen; erst später hat er den überhöhenden Aspekt der „verlorenen“ und der „wiedergefundenen“ Zeit als den wichtigeren angesehen. Daraus geht hervor, welche zentrale Bedeutung das Thema der gleichgeschlechtlichen Liebe (auf die jetzt nur der Titel des vierten Bandes hinweist) für das Gesamtwerk hat. Auch hier überschneiden sich die beiden Ebenen der Erzählung. Proust beschreibt einmal die abwegigen Neigungen des Barons Charlus ganz naturalistisch, er „beobachtet“ als Erzähler das Liebesverhältnis zwischen ihm und dem Schneider Jupien, wie ein Botaniker den Besuch einer Hummel bei einer unfruchtbaren Blüte beobachtet. Ein andermal erscheint ihm die Sodomie als ein schneidendes Symbol für die vergebliche Sehnsucht nach einem unerreichbaren Ideal der Schönheit: „Es gibt Menschen“, sagt er von Charlus, „denen feste, anerkannte Werte ... nichts bedeuten; was sie brauchen, sind Phantome. Sie opfern alles ..., um einem solchen Phantom zu begegnen, das sich im nächsten Augenblick verflüchtigt ...“ Das Niedrigste und das Höchste liegen in der Figur des Charlus dicht beieinander, und in einem der großartigsten Kapitel des Romans gelingt es Proust, beide Sphären zu verschmelzen und den „gemeinen Trieb“ als Quelle der Kunst sichtbar zu machen. Es ist die Szene, in der Charlus auf einer banalen Gesellschaft der lächerlichen Verdurins einen jungen, leidenschaftlich geliebten Violinisten zum Spielen veranlaßt und so einem unbekannten Meisterwerk zum Durchbruch verhilft. Wer dürfte dabei nicht an Prousts eigenes Werk, das aus der gleichen Quelle genährt wird?

Die Objektivität, mit der Proust den arroganten, verletzlichen, von seinem Trieb gepeinigten Baron schildert, ist nur vorgegeben. In Charlus steckt ein gut Teil von Prousts eigenem Wesen. Dadurch wirkt diese Figur ganz lebensecht und viel überzeugender als ihr weibliches Gegenstück Albertine, die Freundin des Erzählers. Die Frauen in der „Recherche“ sind fast alle ohne Leben: selbst ihre Vulgarität scheint, verglichen mit der des Barons und seiner Freunde, in der Retorte hergestellt zu sein. Das Vorbild Albertines ist nicht unbekannt. Ihr – oder sein – Name war Albert, und die Umwandlung dieses männlichen Geliebten in eine Frau macht die Gestalt Albertines zu einem Zwitterwesen ohne deutliches Profil. Noch blasser sind die „Gefährtinnen“ des „jungen Mädchens“ gezeichnet; selbst in der Tochter des Musikers Vinteuil, die der Erzähler in einer ähnlichen Szene wie der zwischen Charlus und Jupien beobachtet, kann man einen Mann erkennen. Nur die Mutter des Dichters hat weibliche Züge. Und sie ist es, der er seine Absicht, Albertine-Albert „heiraten“ zu wollen, gesteht. Welch ein makabres Versteckspiel!

Nun kann man sagen, daß es Proust darauf ankam, das Schicksal der von der Gesellschaft Geächteten (zu denen auch der Jude Bloch gehört) zu schildern und damit diese Gesellschaft selbst bloßzustellen. Da ihm das und eine künstlerische Verdichtung des Problems geglückt sei, spiele der private Hintergrund keine Rolle. Im großen und ganzen dürfte das die Einstellung der deutschen Proust-Kritik sein, die immer noch von dem verdienstvollen, aber – vor allem seit Becketts Angriff – längst überholten Essay des ganz idealistischen Curtius beeinflusst wird. Doch so läßt sich das Rätsel dieser Beichte, die eben, wie manche neueren Veröffentlichungen zeigen, trotz Prousts besessenem Wahrheitsdrang kein volles Bekenntnis ist, nicht lösen. André Gide, gewiß ein Bewunderer der überragenden Kunst Prousts, hat den Autor von „Sodom und Gomorra“ einmal einen „Heuchler“ genannt. Das Wort ist zu scharf und trifft das tragische Paradox nicht, daß ein großer Dichter wie Marcel Proust, der sich durch sein Werk von einem „Fluch“ befreien will, auch in der Sphäre der Kunst von der Gesellschaft abhängig bleibt, die ihn verflucht. Sonst hätte er den Roman nicht mit soviel moralischem Pathos „Sodom und Gomorra“ genannt. –

Die „Tage der Freuden“ ist eine Sammlung von Porträts, Studien und Skizzen, die Proust etwa

zwanzig Jahre vor der „Recherche“ veröffentlicht hat. Aus dem verspielten Stil dieser frühen Versuche, zu denen Anatole France ein Vorwort beige-steuert hat, könnte man niemals auf den Verfasser eines der größten Meisterwerke der modernen Literatur schließen. Das Buch hat einen gefälligen Charakter und verrät nicht mehr als die feuilletonistische Begabung des späteren „mondänen“ Berichterstatters für den „Figaro“. Die Übersetzung von Ernst Weiß gibt die zarte Sensibilität des jungen Proust recht hübsch wieder. Zürich
Erich Franzen

EIN JUNITAG IN LONDON

Virginia Woolf: Mrs. Dalloway. Roman. Aus dem Englischen von Herberth und Marlys Herlitschka. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1955. 241 Seiten. 13,80 DM

Einen „Joyce für Damen“ nannte man einst Virginia Woolf. Das war in den zwanziger Jahren, und man wird diese Halbwahrheit besser verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der „Ulysses“ 1922, „Mrs. Dalloway“ nur drei Jahre später erschien (in deutscher Übersetzung erstmals 1928). Gewiß, Joyce und die Woolf haben ein wenig mehr als nur das Geburts- und Todesjahr gemeinsam (1882 und 1941); die Woolf wendet in ihrer Prosa einige technische Neuerungen an, die sie im Werk des Dichters des „Ulysses“ vorfand: den frei assoziierenden inneren Monolog, den Versuch, den „stream of consciousness“ zu erfassen und mit ihm als einem Kompositionselement zu arbeiten. Heute, nach einem Vierteljahrhundert, in welchem das an Joyce Erlernbare zum vertrauten Bestandteil moderner literarischer Technik wurde, hängt der Blick nicht mehr gebannt an fragwürdigen „Ähnlichkeiten“ zwischen der Methode Virginia Woolfs und James Joyces. Bei allen technischen Neuerungen ist Virginia Woolfs Komposition vergleichsweise konservativ; konservativ ist ihre seelische Disposition – eine Romantikerin, die fasziniert von Begriffskoppelungen wie „Liebe und Tod“, „Augenblick und Ewigkeit“, „Vergänglichkeit und Dauer“ ist; konservativ ist die edle Poesie ihrer Sprache, himmelweit entfernt vom wort-schöpferischen Genie Joyces. Ihrer seelischen Gestimmtheit nach gehört sie eher in die Sphäre Prousts, mit dem sie auch den poetisierenden Respekt vor gesellschaftlichem Rang teilt, die Romantik der höheren Stände, sozusagen. Stephen Spender erzählt von ihr, daß sie sich brennend

für die königliche Familie interessierte –: „Es war fast ein bißchen peinlich. Aber dieses Interesse kam größtenteils daher, daß die Mitglieder des Königshauses, ständig umgeben von Anhim-melung wie von einem Glasbassin, für sie so eigen-artig, so exotisch waren wie ihre eigenen Roman-figuren mit ihrer seltsamen Leuchtkraft.“ Auch die Figuren der „Mrs. Dalloway“ haben diesen exotischen Zauber für uns. Nicht nur, weil sie sich auszeichnen durch Rang, Begabung, Krankheit oder Intensität des Fühlens: sie träumen, denken, agieren wie eingehüllt von einer durchsichtigen, doch unverletzlichen Aura. Fluoreszierende Wesen hinter Glas, wirkliche Wesen, aber zu experi-mentellen Zwecken in den durchsichtigen Schrein dieser Prosa gestellt.

So werden wir zu Augenzeugen eines einzigen Tages aus dem Leben der Mrs. Dalloway, atomisiert zu „Augenblicken“. Aber in jedem einzelnen der Momente dieses ihres Tages sucht sie, sucht ihre Dichterin das Muster des „Ganzen“ zu entdecken. Im intensiv vergegenwärtigten Augenblick, vergegenwärtigt mit Lust und Schmerz, mit schmerzhafter Lust, sucht sie und sucht Virginia Woolf das Geheimnis der ewig fließenden Zeit zu fassen: im Jetzt das Immer.

Freilich, es geht nicht nur um Mrs. Dalloway und die Party, die sie am Abend dieses Mittwochs im Juni 1923 in ihrem Hause in Westminster gibt, einen Empfang, der durch die kurze Anwesenheit des Prime Ministers seine Weihe erhält; es geht nicht nur um die aus Erinnerungsfragmenten zusammengesetzte Lebensgeschichte von Clarissa Dalloway, um ihre emotionale Biographie, zu der die Wiederbegegnung mit dem Freund aus Jugendtagen ein wohlpointiertes Kapitel hinzu-fügt. Das Buch ist als ein Simultanquerschnitt konzipiert: viele Menschen gehen hindurch, und der „Strom des Bewußtseins“ wird häufig unterbrochen oder, besser, umgeleitet auf das Bewußtsein einer anderen Figur. Es ist, als sollten diese Vertauschungen der Bewußtseinsträger zugleich die persönliche Vereinsamung dieser Menschen und ihre überpersönliche metaphysische Verbundenheit bekunden: Gefangene ihrer monolo-gisierenden Ichs, haben sie alle teil am gleichen Strom der fließenden Zeit. Oder, mit einem Bilde aus dem Buch zu sprechen, Clarissa erinnert sich an das Entzücken, mit dem sie als junges Mädchen sich vorstellte, daß ein geliebter Mensch mit ihr unter dem gleichen Dach wohnte – wie sternen-weit auch voneinander entfernt, sie alle wohnen unter dem gleichen Dach. So auch der arme

Septimus, der, allzu sensibel, seelisch verstört aus dem Kriege zurückkehrte. (Wie vorzüglich, bedenklich gut ist diese Studie eines „Psychopathen“, der sich schließlich mit einem Sprung aus dem Fenster vor dem Zugriff des Arztes rettet!) Mrs. Dalloway erfährt gegen das Ende ihrer wohlgeordneten Gesellschaft von dem betrüblichen Unfall. Sie denkt über ihn nach, und sie findet kein Mitleid mit dem Unbekannten. Aber „irgendwie war es ihr eigenes Unheil – ihre eigene Schmach“. Und: „sie hatte irgendwie das Gefühl, ihm sehr ähnlich zu sein. Sie war froh, daß er es getan hatte; es weggeworfen hatte, während sie alle das Leben weiterlebten“.

Lebensangst und Todessehnsucht leuchten auf dem Grunde aller verliebten Augenblicksbeschwörung auf, aller Sehnsucht, im Jetzt das Immer zu erspüren, den unaufhörlichen Strom der Zeit. Diese Angst, beherrscht, verheimlicht, verwandelt in eine schmerzliche, hangende Freude am „Augenblick“, ist der dunkle Untergang dieses – und der meisten Romane der Woolf. Ein fragendes Spiel mit der „Zeit“, ein Stundentanz, den hier – als Leitmotiv dieses Romans von einem Junitag in London – die Glockenschläge des Big Ben markieren.

München

Herbert Schlüter

* * *

AUS DER GELEHRTENREPUBLIK

Benedetto Croce – Karl Voßler: Briefwechsel. Übertragung und Einleitung von Otto Voßler. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1955. 411 Seiten. 24.— DM

Ein Gelehrter macht die Öffentlichkeit mit der Korrespondenz zweier Gelehrter bekannt. Es handelt sich somit um ein Dokument der Gelehrtenrepublik, das zur Kenntnis und Schätzung dieses merkwürdigen Gemeinwesens erheblich beitragen wird. Die beiden Gelehrten, die Verfasser dieses Dokuments, waren hochangesehene Würdenträger dieses Gemeinwesens, die, jeder auf seinem Gebiet, zu ihrer Zeit die Fundamente ihrer Disziplin kräftig erzittern ließen. Die Fachwelt wird heute den Verdiensten der beiden Gelehrten vielleicht nicht mit den gleichen Worten huldigen wollen, die der pietätvolle Herausgeber der Korrespondenz, der Sohn Karl Voßlers, zum wissenschaftlichen Ruhm der Verstorbenen findet; aber jenseits der Moden der methodischen Programme und geistigen Strömungen, die ihre

Werke in vielem dem Dilemma der Überalterung ausliefern, entfaltet sich in diesem Briefwechsel das Schauspiel eines Lebens, „das lebt“, einer nobel und scharf durchklärten Lebensanteilmahme, welche die vornehmsten Möglichkeiten der gebildeten Welt verwirklicht.

Der Briefwechsel beginnt am 13. November 1899 und schließt mit einem Brief vom 27. September 1948. Er begleitet mit geringen langfristigen Unterbrechungen das tumultuöse Zeitalter der beiden Weltkriege. Ständig dringen die Tagesereignisse in die Gelehrtenstuben und erhalten Kommentare, deren trockene und zutreffende Klarheit bei Politikern und Weltmenschen, die sich vor kontemplativen Naturen gern überlegener Weltkenntnis rühmen, selten anzutreffen ist. Nicht nur der Historiograph der Gelehrtenrepublik, sondern auch der Historiker der Zeitgeschichte wird sich mit Nutzen in diese Korrespondenz vertiefen. Sowohl Croce als auch Voßler sind echte Söhne des 19. Jahrhunderts, die sich nicht, wie etwa Nietzsche, dieses Jahrhunderts schämen, sondern die mit einem gemäßigten, wenn auch nicht immer scharfsichtigen bürgerlichen Fortschrittsglauben positiv zum 19. Jahrhundert stehen. Ihr Hegel-Bild ist charakteristisch. Für beide ist Hegel der klassische Vertreter und Vollender des „deutschen Idealismus“ und nicht der Vertreter einer Denkmethode, welche die bürgerliche Gesellschaft und die Glücksmodelle ihrer geistigen Sachwalter zersetzt. So übernehmen sie die besten Impulse des „deutschen Idealismus“, zu denen sich auch das beste deutsche Bürgertum des 19. Jahrhunderts bekannte, in ihr Denken. Dazu gehört auch Voßlers ergreifendes In-Schutz-Nehmen Deutschlands im ersten Weltkrieg, das er als leidenschaftlicher Liebhaber romantischer Sitte und Geschichte durchaus kritisch zu betrachten verstand. Vielleicht muß man die Korrespondenz der Jahre 1914–1919 und der Jahre nach 1933 zu den aufschlußreichsten Dokumenten der deutschen Geistesgeschichte im 20. Jahrhundert zählen. Wer die Entwicklung des deutschen Bürgertums in den letzten Jahrzehnten verstehen will, sollte folgende Sätze Voßlers vergleichen:

„Bei uns entfaltet sich das großartigste Schauspiel der Erhebung einer Nation von siebzig Millionen, alle ohne Ausnahme einig vom Kaiser bis zum letzten armen Teufel, die Ideen des modernen Sozialismus verschmelzen mit den alten des militärischen Feudalismus, es werden kolossale Unterstützungsorganisationen geschaf-

fen, ein jeder lebt für alle, für das Vaterland . . .“ (24. 9. 1914).

„Es ist soweit – und einstweilen kann ich mich nicht mehr von hier rühren. Ich habe nicht einmal mehr rechte Lust, meine Arbeiten fortzuführen. Zum Glück sind meine Söhne bis jetzt noch nicht einberufen . . .“ (15. 9. 1939). Die patriotische Ernüchterung des lakonischen und verächtlichen „Es ist soweit“, das dem Hitlerkriege gilt, ist im ersten Zitat, in der fatalen bürgerlichen Farbenblindheit gegen die Verfälschungen der Wilhelminischen Ära schon verhängnisvoll angelegt.

Es versteht sich, daß die Wissenschaft – die Wissenschaft im weitesten Sinne – der eigentliche Gegenstand der Korrespondenz ist. Der Herausgeber, selber akademischer Bürger von Distinktion, hätte vielleicht etwas weniger darauf achten sollen, seine Kollegen oder die interessierten Angehörigen seiner Zunft über jede Rezension zu informieren, die Croce und Voßler anfertigten, anregten und austauschten. Es ist manches Nebensächliche, das lediglich in das Redaktionsprotokoll einiger Fachzeitschriften gehört, in das zur Publikation freigegebene Material der Korrespondenz aufgenommen worden. Das hätte man leicht ändern können, da man ohnehin auf die Wiedergabe des vollständigen Wortlautes der Briefe verzichtet hat. Es wird sich auch zeigen müssen, ob bestimmte Leser den Mut des Herausgebers zu würdigen wissen, Croces und Voßlers brieflichen Meinungsaustausch über Heidegger der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Wenn Voßler Heidegger und Carl Schmitt als die „beiden geistigen Katastrophen des neuen Deutschland“ bezeichnet (25. 8. 1933), so war das ein bewundernswürdig klares und mutiges Urteil in dürrer Zeit, die zuweilen Anzeichen einer Wiederkunft zu geben scheint; doch wenn Croce, im Anschluß an die Lektüre der Rektoratsrede Heideggers („dumm und zugleich servil“), den Erfolg des Heideggerschen „Philosophierens“ damit begründet, daß das „Leere und Allgemeine immer Erfolg hat“ (9. 9. 1933), so geht doch wohl der Mißmut über das törichte Politisieren Heideggers zu weit.

Doch solche Bemerkungen der beiden Gelehrten sind Randglossen, boshafte Blüten des südlichen Temperaments bei Croce, einer allzu strapazierten Geduld mit deutschen Torheiten bei Voßler. Im Mittelpunkt ihrer Auseinandersetzungen, deren Schärfe häufig erstaunt, stehen die großen humanistischen Probleme der Wissenschaft, der Kritik,

der Lebensführung, der Nation und des ganz in der gemeinsamen Sache gegründeten geistigen Vereins, der zählebiger und produktiver ist als die im puren Gemüt verwurzelte Freundschaft. Älteste Humanisten-Kultur schaut uns aus dem Doppelantlitz dieses Briefwechsels an. Wir sehen freilich nicht das Erasmische Lächeln einer definitiven Melancholie, die Auguren-Stille, wie sie auf den ironischen Lippen Jacob Burckhardts liegt. Köln

Rainer Gruenter

WELTBILD DER PHYSIK

Albert Einstein als Philosoph und Naturforscher. Hg. von Prof. Dr. Paul Arthur Schilpp. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1955. XV u. 540 Seiten. 24.— DM

25 Autoren aus elf Ländern, darunter acht Nobelpreisträger, haben sich beteiligt an dem denkwürdigen Einstein-Werk, das dem großen Forscher in USA zu seinem 70. Geburtstag im Jahre 1949 zugeeignet worden ist. Es seien genannt: Louis de Broglie, „Das wissenschaftliche Werk Einsteins“, Wolfgang Pauli, „Einsteins Beitrag zur Quantentheorie“, Max Born, „Einsteins statistische Theorien“, Walther Heitler, „Die Abkehr von der klassischen Denkweise in der modernen Physik“, Niels Bohr, „Diskussion mit Einstein über erkenntnistheoretische Probleme in der Atomphysik“, fraglos das Hauptstück der ganzen Sammlung, Max v. Laue, „Trägheit und Energie“. Auch wer die unerläßlichen Voraussetzungen für eine Aneignung dieser Beiträge, die jetzt, soweit erforderlich, in zuverlässigen deutschen Übersetzungen vorliegen, nicht mitbringt, kann sich an ihnen immer noch klarmachen, was heute in diesen Regionen gefordert wird. Unmittelbar zugänglich sind insbesondere Beiträge von Victor F. Lenzen, „Einsteins Erkenntnistheorie“, und F. S. C. Northrop, „Einsteins Begriff der Wissenschaft“.

Vorangestellt ist die in der von ihm festgehaltenen deutschen Sprache verfaßte Selbstbiographie, die der Gefeierte beigesteuert hat, nach Überwindung der Hemmungen durch die ihm unerträgliche Möglichkeit einer wenn auch noch so berechtigten Herausstellung der eigenen Person. Nicht eine Spur davon ist eingegangen in diesen Bericht. Er ist auf einer ebenso seltenen wie denkwürdigen Abstraktionsstufe verfaßt; denn, um es mit seinen eigenen Worten zu sagen, „das Wesentliche im Dasein eines Menschen von meiner Art liegt in dem, was er denkt und wie

er denkt, nicht in dem, was er tut oder erleidet“. Dies hat nun zwar auf eine unvermeidliche Art zur Folge, daß die Darstellung sich mit dem Übergang zur Physik in eine Höhe begibt, die für den unvorbereiteten Leser nicht zu erschwingen ist; aber zuvor ist doch einiges Wesentliche so gesagt, daß es von dieser Einschränkung nicht betroffen wird. In diesem Sinne sei hier wenigstens das erkenntnistheoretische Credo genannt, das der große Forscher programmatisch vorangestellt hat.

Es gibt ein spätes Selbstbildnis Rembrandts, im Wallraf-Richartz-Museum in Köln, unter dem Titel des lachenden Greises. Ein unwiederholbar erschütterndes Werk. Worüber er lacht? Es sollte nicht ausgeschlossen sein, daß es so etwas ist wie das hochgepriesene große Glück, gelebt zu haben. In der Selbstdarstellung des großen Forschers – er nennt sie wiederholt seinen Nekrolog – sind Elemente enthalten, die auf etwas Ähnliches hindeuten. Ein glücklicher Mensch ist er gewiß nicht gewesen, trotz des Weiterfolges seiner Relativitätstheorie; denn den Übergang von der klassischen Physik zur Quantenmechanik, an deren Anfängen er selber bahnbrechend beteiligt gewesen ist, hat er sich nicht abringen können. Eine Natur, die grundsätzlich nur noch in statistischen Gesetzen erfaßbar ist und in Gesetzen, aus denen der Beobachter mit seinen Experimenten auf keine Art eliminiert werden kann: auch mit dem besten guten Willen hat er zu ihr kein Vertrauen fassen können. Aber er hat das neue Geschlecht nicht nach sich zu ziehen vermocht, und seine eigenen fast übermenschlichen Bemühungen um die Feldgleichungen, die auch die neue Physik der Quanten erfassen sollten, sind auf der Strecke geblieben. Von den 25 Autoren, die sich an dem Einstein-Werk beteiligt haben, steht nur ein einziger, Max v. Laue, ihm nahe. Auch er ein überragender Repräsentant der älteren Generation. Von einem um so größeren Interesse für den, der zu folgen vermag, ist der ausführliche Bericht des bahnbrechenden dänischen Quantenphysikers Niels Bohr über seine einen Zeitraum von rund 10 Jahren umfassenden Diskussionen mit Einstein. Von urteilsberechtigten Physikern kann man sich sagen lassen, was die Quantenphysik durch diese Diskussionen für den Glauben an ihre Probestaltigkeit gewonnen hat. Den Abschluß bildet eine höchst wertvolle 453 Nummern umfassende Einstein-Bibliographie mit vielen Eintragungen, denen der deutsche Leser hier zum erstenmal begegnen wird.

Dem Verlag ist zu danken für die würdige Art, in der er das Werk herausgebracht hat. Eine Handschriftenprobe ist beigegeben. Dazu noch ein eindrucksvolles Bild vom Dezember 1947: der Herausgeber, Prof. Schilpp, im Gespräch mit Einstein in dessen Arbeitszimmer in Princeton. Münster i. W. Heinrich Scholz

WURZELN DES JUDENHASSES

Michael Müller-Claudius: Deutsche und jüdische Tragik. Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1955. 184 Seiten. 4.60 DM

Unter diesem nicht ganz treffend gewählten Titel versucht der Autor, der sich seit Jahrzehnten auch publizistisch mit dem Judenhaß beschäftigt, gemeinverständlich und sachlich die Wurzeln der Judenfeindschaft in Deutschland aufzuzeigen und ihr Wesen zu erläutern. Methodisch entwickelt er klug ausgewählte historische Begebenheiten im Lichte heute üblicher psychologischer Anschauungen, die durch einen religiösen, christlichen, doch nie konfessionell betonten Hintergrund vertieft werden. Es ist die religiöse Grundlage, die den Autor zu seiner wesentlichsten Erkenntnis leitet, zur Einschätzung des Gewissens als sittlichem Maßstab im Verhalten zum Mitmenschen, also auch zur anderen sozialen Gruppe, mag sie nun anthropologisch oder – wie es für den untersuchten Fragenkreis bis ins letzte Jahrhundert vorzugsweise gültig gewesen ist – konfessionell verstanden werden.

Am Verhalten der Kirche, der weltlichen Machthaber und des Volkes im Frankenreich und im Kaiserreich fast bis ins hohe Mittelalter hinein soll gezeigt werden, daß es in Deutschland keinen natürlichen Judenhaß gab, hingegen enge soziale und kaum von Feindschaft getrübt Beziehungen zwischen Deutschen und Juden bestanden. Wichtige Entscheidungen, die das Verhalten zu den Juden und ihre Einordnung im gesellschaftlichen Verband regeln sollen, werden vor allem als Gewissensentscheidungen begriffen. Der Gang dieser ziemlich friedlichen Entwicklung wurde durch die Kreuzzüge, besonders durch den ersten und später durch das Scheitern des dritten, erschüttert und führte zum Kollektivurteil gegen die Juden aus irreführenden religiösen Motiven. Dieses Kollektivurteil, später durch weitere Momente gespeist, hat das Leben der Juden unter den Deutschen durch viele Jahrhunderte hindurch tragisch bestimmt und konnte

sich zwar mildern, ohne doch seine Virulenz je ganz einzubüßen.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Müller-Claudius versäumt den Hinweis darauf, wurde als Abfallprodukt eines grob biologischen Materialismus das Schlagwort „Antisemitismus“ geprägt, unter dem ein nicht mehr wesentlich konfessionell bestimmter Judenhaß auftrat und sich schon lange vor Hitler in eine „Weltanschauung“, einen Religionsersatz, einen Pseudomythos verwandelte. War der Gehorsam in Deutschland ein leitender Gewissenswert, der Judenhaß aber das „weltanschaulich“ bindende Vehikel, durch das Hitler, wenn auch nicht allein dadurch, seinen Weg zur Macht zurücklegen konnte, so wurde es bald leicht für ihn, der das Gewissen als eine „jüdische Erfindung“ verwarf, gewissensschwache Menschen in der Pflicht zum Gehorsam des letzten Funkens von Gewissen zu berauben. Damit war die Bereitschaft zur befohlenen Judenvernichtung bei den bedingungslosen Anhängern Hitlers gegeben.

Vereinzelte kleinere sachliche Fehler und der Mangel an Quellennachweisen mindern nicht empfindlich den Wert des flüssig geschriebenen Büchleins. Eine Fülle von Kenntnissen, saubere Gesinnung und Stoff zum Nachdenken empfehlen es allen Lesern, die eine erste Auseinandersetzung mit vielen schmerzlichen Fragen wagen wollen.

London H. G. Adler

STANDARDWERK ÜBER HELLENISMUS

Michael Rostovtzeff: Die hellenistische Welt. Gesellschaft und Wirtschaft. Band I. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1955. XIX u. 476 Seiten. LXVIII Tafeln. 38.— DM

Bis vor wenigen Jahrzehnten war der Blick des Althistorikers fast ausschließlich auf die klassischen Epochen der Antike gerichtet. Niebuhrs Wort, daß Alexander der Große nur „ein Abenteuerer und Komödiant großen Stils“ gewesen sei, drückte die Haltung einer Zeit aus, deren Sympathie dem untergehenden Alten gehörte und dem mit Philipp und Alexander Heraufziehenden fremd, ja feindlich gegenüberstand, auch wenn sie die Unausweichlichkeit des Kommenden anzuerkennen bereit war.

Heute hat sich die Situation grundlegend gewandelt; überall stehen die „Niedergangszeiten“ der Alten Welt – die hellenistischen Jahrhunderte hier, die späte Kaiserzeit dort – im Mittelpunkt des Interesses. Die großen Darstellungen des

neunzehnten Jahrhunderts (George Grote's „History of Greece“ 1846-56, J. F. Chr. Kortüm's „Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergange des Achäischen Bundes“ 1854, Ernst Curtius' „Griechische Geschichte“ 1857 bis 67) schlossen mit der Wende des fünften zum vierten Jahrhundert und beschränkten sich auf sehr allgemein gehaltene Klagen über den Verfall, der in der Folgezeit alle Bereiche des antiken Lebens ergriffen habe. Heute schickt ein Historiker wie Werner Jaeger einer Biographie des Demosthenes um Nachsicht heischende Bemerkungen voraus, daß er sich einem Gegenstand zugewendet habe, der einer Zeit, die das Entwicklungsgesetz jener Epoche in dem Übergang von dem eng begrenzten Stadtstaat zum Weltreich Alexanders und zur Weltkultur des Hellenismus erblicke, als „bloßes winziges Hindernis auf dem Vormarsche eines unaufhaltsamen weltgeschichtlichen Prozesses“ erscheinen müsse.

Es läßt sich nicht übersehen, daß Erfahrungen und Erlebnisse der eigenen Gegenwart in die Wertung des Vergangenen eingeflossen sind. Eine Zeit, die sich selbst als „Spätzeit“ empfindet, nimmt leidenschaftliches Interesse an den Niedergangszeiten anderer Kulturen; der Auseinandersetzung mit dem Gewesenen glaubt sie Antworten auf Fragen entnehmen zu können, die sie selbst bedrängen.

Genug: Männer wie Reitzenstein, Wilamowitz, Cumont, Le Coq, Niese, Kaerst, Eduard Meyer und Altheim haben den Hellenismus in seinen verschiedenen Aspekten erforscht, und heute sind wir über kaum eine Epoche der Alten Geschichte so gut orientiert wie über jene drei Jahrhunderte zwischen Alexander und Augustus. Das Werk aber, das, die Ergebnisse der Spezialforschungen zusammenfassend, die gütige Gesamtdarstellung der hellenistischen Welt gibt, Michael Rostovtzeffs dreibändige „Social and Economic History of the Hellenistic World“, ist hierzulande fast unbekannt geblieben. Nur wenige Exemplare der während des Krieges erschienenen Originalausgabe haben den Weg nach Deutschland gefunden und ein weiteres Jahrzehnt mußte vergehen, bis die Arbeit, in der Weite des Blickes, der Tiefe der Einsicht und der Kühnheit der Fragestellung nur Gibbons „Decline and Fall“, Montesquieus „Considérations“ und Mommsens „Römischer Geschichte“ vergleichbar, in deutscher Übersetzung erschien.

Rostovtzeff gibt keine Geschichte des Hellenismus; in dieser Hinsicht ist der Titel der deut-

schen Ausgabe der Anlage des Werkes gemäß als der englische Titel, der Erwartungen hervorruft, die der Verfasser nicht zu erfüllen gedenkt. Es geht Rostovtzeff nicht so sehr um das, was die verschiedenen Perioden der hellenistischen Epoche voneinander abhebt, als um das, was ihnen ihre Gemeinsamkeit gibt. Vieles von dem, was das Gesicht des jugendlichen Hellenismus prägte, ist im Alter bis zur Unkenntlichkeit verwischt; die Stürme dreier Jahrhunderte haben manches ausgelöscht, anderes erstmals sichtbar werden lassen, was doch im Frühesten angelegt gewesen sein muß. Was ist es, das diesem Gesicht trotz allem seinen unverwechselbaren Ausdruck gibt?

Der Verfasser findet die Antwort in der Gleichartigkeit der Lebensbedingungen, der politischen Gegebenheiten, der literarisch-philosophischen

Bildung und der sozialen Verhältnisse. Zum erstenmal begegneten sich Okzident und Orient; aus der wechselseitigen Angleichung entstand jenes kosmopolitische Lebensgefühl, das die Erbschaft der hellenistischen Reiche an das aufsteigende Imperium Romanum werden sollte.

Viele Fragen bleiben unbeantwortet – so jene nach dem eigentümlichen statischen Charakter der Klassengegensätze, die nicht nur die politischen Auseinandersetzungen der Zeit bestimmt haben, sondern auch in das philosophische Denken Zenons, Iambulos' und der Alexandriner eingegangen sind. Die Bedeutung von Werken dieser Art liegt jedoch nicht in den Antworten, die sie geben, sondern in den Fragen, die sie aufwerfen. Rostovtzeffs Arbeit wird den Gang der Forschung noch auf Jahrzehnte bestimmen.

Berlin

Wolf Jobst Siedler

Hinweis auf weitere Neuerscheinungen

DICHTUNG / BIOGRAPHIE / KRITIK

Aragon, Louis: *Littératures soviétiques*. Denoël, Paris.

Beauvoir, Simone de: *Privilèges* (Essais). Gallimard, Paris.

Beheim-Schwarzbach, Martin: *Der magische Kreis*. Erzählungen. Marion v. Schröder, Hamburg. 312 Seiten.

Birkenfeld, Günther: *Wolke, Orkan und Staub*. Roman. Schneekluth, Darmstadt. 374 Seiten.

Flake, Otto: *Schloß Ortenau*. Roman. Hundt, Hattingen. 320 Seiten.

Golding, William: *The inheritors*. Novel. Faber, London. 233 p.

Gräser, Albert: *Das literarische Tagebuch*. West-Ost Verlag, Saarbrücken. 142 Seiten.

Hausmann, Manfred: *Die Entscheidung* (Aufsätze). S. Fischer, Frankfurt. 206 Seiten.

Jouhandeau, Marcel: *Contes d'enfer*. Gallimard, Paris.

Reiners, Ludwig: *Der ewige Brunnen*. Ein Volksbuch deutscher Dichtung. C. H. Beck, München. XII u. 946 Seiten.

Roch, Herbert: *Irdene Scherben*. Gedichte. Gebr. Weiß, Berlin. 95 Seiten.

Stolpe, Sven: *Frau Birgitta lächelt*. Roman. Josef Knecht, Frankfurt. 384 Seiten.

Syberburg, Rüdiger: *Daß diese Steine Brot werden*. Roman. Desch, München. 320 Seiten.

Thieß, Frank: *Geister werfen keinen Schatten*. Roman. Zsolnay, Hamburg/Wien. 519 Seiten.

Tindall, William York: *The literary symbol* (study). Columbia University Press, New York.

WISSENSCHAFT / PHILOSOPHIE / KUNST

Eisermann, Gottfried: *Wirtschaft und Kultursystem*. Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich. 336 Seiten.

Geiringer, Karl: *Johannes Brahms. Sein Leben u. Schaffen*. Pan, Zürich. 384 Seiten.

Grönbech, Vilhelm: *Der Hellenismus*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 320 Seiten.

Hartlaub, G. F.: *Die Impressionisten in Frankreich*. Emil Vollmer, Wiesbaden. 96 Seiten, 50 Abb.

Jedlicka, Gotthard: *Anblick und Erlebnis*. Bildbetrachtungen. Suhrkamp, Frankfurt. 190 Seiten.

Leonhard, Wolfgang: *Die Revolution entläßt ihre Kinder*. Kiepenheuer & Witsch, Köln. 556 Seiten.

Prohaska, Leopold: *Existentialismus und Pädagogik*. Herder, Freiburg. VIII u. 188 Seiten.

Schöllgen, Werner: *Aktuelle Moralprobleme*. Patmos, Düsseldorf. 473 Seiten.

Sternberg, Fritz: *Marx und die Gegenwart*. Verlag f. Politik u. Wirtschaft, Köln. 387 Seiten.

J O H A N N E S W E I D E N H E I M

Treffpunkt jenseits der Schuld

Roman. 464 Seiten. Leinen 16.— DM

Schon in dem preisgekrönten Roman: „Das türkische Vaterunser“ hat Johannes Weidenheim von „Maresi“ berichtet – wie er seinen Heimatort nennt –, einem jener großen Dörfer mit eher kleinstädtischem Charakter an der Nordgrenze Jugoslawiens. Er erzählte aus der Zeit zwischen den Kriegen, als die Deutschen mit den Serben und anderen Völkerschaften dort in leidlicher Eintracht miteinander hausten, wie das in Friedenszeiten möglich ist. Anders in diesem neuen Roman, der die welterschütternde Katastrophe von 1945 zum Ausgangspunkt nimmt. Da bricht aus dem Völkergemisch auch an diesem entlegenen Orte mit unbändiger Gewalt hervor, was an Ressentiments der Nationalitäten sich unter dem eindämmenden Zwang des scheinfriedlichen Alltags zu mörderischem Haß gestaut hat. Es geht in diesem Roman um die Frage nach der Schuld zwischen den Völkern, doch nicht um der Schuld willen, sondern um der zukünftigen Vermeidung von Unheil. Ja, es geht um die notwendige neue Begegnung der Völker der Deutschen und der Slawen, die auf ein friedliches Nebeneinander und Miteinander von Natur und Geschichte angewiesen sind, um die Möglichkeit eines neuen Zusammenlebens jenseits der Schuld.

Das Buch ist reich an Situationen und Geschehnissen, es fesselt durch die Aktualität seines Stoffes, ist gewichtig durch sein politisches Ethos, bewegt aus den Leidenschaften des Verfassers: der persönlichen für seine Heimat und der überpersönlichen für das Humane, die sich in dieser Dichtung zu einem aufrüttelnden Appell an Einsicht und den guten Willen der einzelnen und der Völker vereinigen.

Das türkische Vaterunser

Roman. 384 Seiten. Leinen 10,50 DM

„Maresi“ liegt in der Batschka, zwischen Donau und Theiß, wo die Grenzen in den letzten Jahrzehnten etliche Male verschoben worden sind. Die Maresianer haben es ohne große Aufregung zur Kenntnis genommen. Es ist nach wie vor ein Welttheater im kleinen, mit Verlockungen zum Schmuggel, allerlei Intrigen und Heldentaten, mit Hochzeit und Tod und Jahrmarkt, und füllt doch eine Welt, die sich selbst genug ist. Diese Welt ist heute untergegangen, ihr buntes Treiben aber lebt in diesem Buche weiter.

Zu haben in Ihrer Buchhandlung

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

